

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

Amalie Sieveking

Dienerin Jesu an Armen und Kranken

Wilhelm Herbst

**Band 87/88 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“**

Amalie Sieveking

Dienerin Jesu an Armen und Kranken

Von
Wilhelm Herbst

Zweite, durchgesehene Auflage



BRUNNEN - VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
<i>Vorwort zur 2. Auflage</i>	5
<i>Vorschau</i>	7
<i>Der Mensch</i>	9
Fleisch und Blut · Geist und Körper	9
Art und Unart · Schicksal und Charakter	16
Weg und Tat · Das Leben beginnt	30
<i>Die Christin</i>	38
Der Zeitgeist · Das Erbe des Elternhauses	38
Das Wunder der Gnade	51
Gemeinschaft und Kampf · Am Ziel und unterwegs	61
<i>Das Werk</i>	70
Wünsche und Pläne · Aber kein Ruf!	70
Der Meister ist da und ruft dich! (Joh. 11, 28)	79
Paragrafen — aber nicht gegen das Leben, sondern für das Leben	85
Eine Christin kämpft gegen Armut und Krankheit in einer Großstadt	90
Das Amalienstift und das Kinderhospital	99
<i>Hamburgs große Tochter</i>	103
Heimatliebe und Christenglaube	103
Glaube und Arbeit · Zeit und Ewigkeit	105

3. Auflage

© 1964 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

, Druck: Franz Wolf, Heppenheim/Bergstr.

Vorwort zur 2. Auflage

Jedes Leben hat seine Eigenart und seinen besonderen Sinn, auch und erst recht das Leben eines Christen. Ein Lebensbild ist nur dann richtig, wenn es dies Besondere deutlich macht. Nach diesem Grundsatz ist das hier vorliegende Lebensbild Amalie Sievekings gestaltet, das nun zum zweiten Male seinen Weg in die Öffentlichkeit antreten soll.

In dem Jahrhundert, das seit dem Tode unserer Heldin — das war sie wirklich! — dahingegangen ist, hat sich unser Leben auf allen Gebieten von Grund auf verändert. Aber das Wort`Karl Heims, im Blick auf Spener gesprochen, gilt voll und ganz auch für Amalie Sieveking: „Ein Mensch, der sich ganz von Gott gebrauchen ließ, gehört nie der Vergangenheit an.“ Ja, uns will scheinen, als ob gerade Amalie Sievekings Lebensweg für uns heute eine besondere, zeitnahe Bedeutung hat. Wir denken dabei vor allem an unsere junge Generation.

Über Amaliens Jugendjahren liegt eine ergreifende Leere, Inhaltslosigkeit und Hoffnungslosigkeit. Und das dauert bis in ihre dreißiger Jahre hinein. Ein Träumen und ein Wollen, ein Sehnen und ein Suchen — aber jeder Weg versperrt! Kein Ziel, keine Aufgabe! Welches Suchen und Sehnen nach Gott, nach Christus, nach echtem Glauben! Aber keine Hilfe, nicht einmal von ihrer Kirche, die sie nur von einem sie unbefriedigenden Zeitgeist erfüllt fand! Wir werden lesen, wie sie dieser äußeren und inneren Not standhielt, und auf welch wunderbaren Wegen Gottes große Treue ihrem Suchen endlich das Finden, ihrer Sehnsucht die Erfüllung schenkte.

Amaliens Leben ist ein leuchtendes und wahrhaft mutmachendes Beispiel für die Herrschaft, die ein fester Wille über einen schwachen, von Natur aus kränklichen Körper gewinnen kann. Es ist erstaunlich, welche Leistungen diese eigentlich zeitlebens nie ganz gesunde Frau sich abgerungen hat. Dabei beruhte ihr reiches, gesegnetes Lebenswerk letztlich auf ihrer stets geübten Selbstverleugnung.

Der Leser wird an Amaliens Lebenswerk auch die heute wieder sehr notwendige Erkenntnis gewinnen, daß christliche Liebestätigkeit dadurch allein erfolgreich und dauerhaft wird, daß sie sich mit Umsicht und Weitblick, mit wirklichkeitsnahem Realismus, mit unbeirrbarer Konsequenz und mit

weiser Selbstbeschränkung verbindet. Man muß im Dienst Jesu Christi nicht nur genau wissen, was man eigentlich will, sondern auch, wieviel man wollen kann und was man wirklich kann.

Damit unsere Leser sich selbst ein Urteil bilden können, haben wir dafür gesorgt, daß in dem vorliegenden Lebensbild Amaliens Briefe und Tagebücher reichlich zu Wort kommen. So wird der aufmerksame Leser es wohl herausfinden: Die Zeiten und Verhältnisse mögen sich noch so sehr verändern, der Mensch bleibt doch immer derselbe, mit seiner Sehnsucht nach Selbstverwirklichung, seiner Sehnsucht auch nach dem, der die wahre Quelle des Lebens ist. Und derselbe bleibt auch der treue, ewige Gott, der sich finden läßt, wenn wir ihn nur von ganzem Herzen suchen.

Frühjahr 1955

Wilhelm Herbst

Vorschau

Amalie Sievekings Leben ist, was die äußeren Ereignisse angeht, bald erzählt. Sie ist Hamburger Kaufmannstochter. Früh verwaist, stand sie ziemlich mittellos da. Ihr Vater hatte kurz vor seinem Tode fast sein ganzes Vermögen verloren. Zwei Jahre nach des Vaters Tode kam sie in das Haus einer entfernten Verwandten, der Witwe Brunnemann, zuerst als Pflegerin des siechen Sohnes, nach dessen Tode als Gesellschafterin, zuletzt wie ein Kind bei einer neuen Mutter. 28 Jahre hat sie so gelebt. Dann starb die Pflegemutter. Jetzt erbt sie deren bescheidenes Vermögen. Darauf führte sie allein den Haushalt weiter. Ihre äußerst bescheidenen Ansprüche an das Leben waren durch die kleine Erbschaft sichergestellt.

Sie hat eine kleine private *Mädchenschule* selbst gegründet. 6—8jährige Kinder, etwa 15—20 an der Zahl, sammelte sie um sich und unterrichtete sie in allen Fächern bis zur Konfirmation. Dann begann sie einen neuen Kursus. Diese Arbeit hat sie bis zu ihrem Tode fortgesetzt. Mit ihren früheren Schülerinnen blieb sie weiter in Verbindung. Sie sammelte sie nach Möglichkeit auch regelmäßig in Abständen um sich und nahm sich ihrer in jeder Weise an. Aus den Bibelstunden, die sie bei dieser Gelegenheit hielt, sind folgende Bücher hervorgegangen:

1823 Betrachtungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift.

1827 Beschäftigungen mit der Heiligen Schrift.

1855 Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift.

Im Jahre 1832, am 23. Mai, gründete sie den „*Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege*“. Sie

leitete ihn bis zu ihrem Tode. Kurz zuvor durfte sie noch das 25jährige Jubiläum dieses Vereins erleben. Der Verein wurde in ganz Deutschland und darüber hinaus bekannt und gab Anregung und Vorbild für viele ähnliche Gründungen. Dazu trugen vor allem auch die regelmäßig von ihr verfaßten *Jahresberichte* bei, die für die Erweckung zu christlich-sozialer Liebestätigkeit eine große Bedeutung gewannen. Ihr Verein befaßte sich auch mit dem Bau von *Armenwohnungen*. Besonders am Herzen lag ihr das im Zusammenhang mit der Vereinsarbeit errichtete *Kinderhospital*.

An äußeren Ereignissen wäre noch zu berichten: Sie hat im Jahre 1831 in Hamburg die Cholera, 1842 den großen Brand der Stadt miterlebt. Sie hat Reisen gemacht nach London zu ihrem Bruder, nach Kopenhagen zu ihrer Freundin, der Königin Karoline Amalie. In Deutschland selbst unternahm sie manche Vortragsreise, in ihrem Alter auch, notgedrungen, einige Bade-reisen. Am 1. April 1859 ist sie in Hamburg, 65 Jahre alt, an der Auszehrung gestorben.

Das ist alles, was von außen gesehen über dies Leben zu sagen ist. Von innen gesehen aber war es reich und gesegnet wie kaum ein anderes Frauenleben ihrer Zeit. Es war ein Leben, das ausgefüllt war von Suchen und Finden, von Kampf und Überwindung, von Liebe und Glauben. Und es war ein Leben, das unter dem Worte Jesu Christi stand: „Ich muß wirken, solange es Tag ist!“ Davon wollen die folgenden Blätter reden.

Der Mensch

Fleisch und Blut · Geist und Körper

Amalie Sieveking wurde am 25. Juli 1794 zu Hamburg geboren. Dem Blute nach ist sie eigentlich Westfälin. Von dort war erst ihr Großvater etwa 50 Jahre vor ihrer Geburt nach der Freien Hansestadt gezogen und hatte sich dort als Tuchhändler niedergelassen. Seinem Aufstieg als Kaufmann, als Bürger und geachtetes Gemeindemitglied wurde durch einen frühen Tod — er starb erst 45 Jahre alt — ein Halt geboten. Überhaupt scheint das Blut der Familie nicht besonders gesund und stark gewesen zu sein. Von den Söhnen dieses Großvaters starb der eine, Johann Peter, also Amaliens Onkel, bereits 1806 mit 43 Jahren. Drei Jahre später starb auch Amaliens eigener Vater. Sie selbst war damals 15 Jahre alt und nun schon eine Vollwaise, denn ihre Mutter hatte sie — an der Schwindsucht — schon 1799, also mit fünf Jahren, verloren. Amalie hatte drei Brüder. Von diesen hat nur der älteste, Eduard Heinrich, ein höheres Alter erreicht. Er ging bald nach England und ist in London ein tüchtiger Kaufmann geworden. Der zweite Bruder, Peter, bekam recht früh — Amalie war damals 11 Jahre alt, er selbst vielleicht 12 oder 13 Jahre — eine eigenartige Lähmungserscheinung (das „freiwillige Hinken“), und nach zwei Jahren geduldigen Siechtums starb er an der Auszehrung. Der jüngste Bruder Gustav — nach Amalie geboren — wurde Student der Theologie in Leipzig. Früher auch kränklich, hatte er, als 1815 Napoleon von Elba floh und wieder in Frankreich erschien, den Feldzug nach Frankreich mitgemacht. Dabei war er gesund geworden. Wenigstens dachten es die andern und er selbst auch. Indessen kündigte sich, bald

nach der Rückkehr nach Leipzig, ein Magenleiden an. Er schob es zuerst auf die Kost. Aber kaum war der junge, hoffnungsvolle, edle Student nach Berlin übersiedelt, um dort sein Studium zu vollenden, starb er in wenigen Tagen an einer Unterleibsentzündung. Das war im Jahre 1817. Amalie war damals 23 Jahre alt.

Und Amalie selbst? Wir wissen aus ihrer frühen Kindheit, daß sie ein sehr unruhiges Kind war und viel schrie. Eine wissende Freundin nahm ihre Partei und wies auf ihre Kränklichkeit zur Entschuldigung hin. Ein Knochenschaden an der Hand des Kindes, der Eltern und Ärzte ratlos machte, der auch nie ganz schwand, trotzdem eine Maurersfrau in ihrer Weise sich damit befaßte — wahrscheinlich durch „Besprechung“ —, ist wohl eine gottlob frühzeitig verkapselte Tuberkulose gewesen. Später zeigten sich bei der Zehnjährigen eigenartige nervöse Erscheinungen, die sich in krampfartigen Anfällen äußerten. Nicht selten mußte sie dabei von zwei erwachsenen Personen gehalten werden. Bei einem solchen Anfall ereignete sich nun etwas Merkwürdiges. Sie hörte in ihren Zustand hinein plötzlich die Stimme ihres Vaters: „Wenn du dich wieder so anstellst, gebe ich dir Gift!“ Der Schrecken über diese Worte machte der ganzen Krankheit mit einem Male ein Ende. Es blieb nur das Bewußtsein irgendeiner unfreiwilligen, dunklen Schuld, als sei sie selbst an diesen Zuständen mit schuldig gewesen. Erst 20 Jahre später hatte sie den Mut, sich darüber einmal mit ihrem ältesten Bruder auszusprechen. Er beruhigte sie. Das sei ja der Veitstanz gewesen.

Die Geschichte ist merkwürdig und wird Psychoanalytikern ein willkommener Stoff sein. Da nach Amaliens eigenem Urteil der Vater nicht wirklich diese Worte so gesprochen haben kann, ist man, vermöge

der Kenntnis von Amaliens späterem Charakter, zu folgender Erklärung versucht: Sie hatte ein dunkles Bewußtsein davon, daß sie bei diesen Anfällen irgendeiner Schwäche nachgab, mehr nachgab, als sie eigentlich durfte und sollte. Nun gestaltete sie die Worte des Vaters, die höchstwahrscheinlich einen ganz anderen Sinn hatten, aus ihrem Unterbewußtsein heraus zu einer erzieherischen Drohung. In Wirklichkeit lag hier Selbsterziehung vor. Ihr eigener Wille zur Gesundheit und zu Selbstbeherrschung brach aus ihr hervor und gestaltete für sich selbst eine Drohung, wie sie nur Kinder erfinden können. Eine ihren Jahren voraus-eilende Erkenntnis sagte ihr: „Ich stelle mich ja nur an!“ — man beachte ihr lange bleibendes Schuldgefühl! — „und so müßte man mir drohen, wenn ich die Kraft haben soll, der Schwäche nicht nachzugeben!“

Wie dem auch sei, Selbstbeherrschung ist bei Amalie ihr ganzes Leben hindurch ein stark hervortretender Zug ihres Charakters. Die 21jährige schreibt einmal in ihr Tagebuch:

„Mein Herz ist so stumpf und so aller Freude, ich möchte sagen, aller Empfindung tot! Was ist das? Ich weiß es nicht, aber es ist unbeschreiblich peinlich und muß anders werden. Mut zum Leben!“

Ihrem gewiß nie besonders kräftigen Körper besondere Leistungen abzutrotzen, macht ihr Freude. Es scheint, daß ihr Selbstbewußtsein solche Nahrung braucht. In der Mitte der 30er Jahre wandert sie mit einem Freund nachmittags zu Fuß von Lübeck nach Ratzeburg, verhandelt dort abends noch eine Stunde mit einem Rektor und fährt dann, ohne auch nur eine Tasse Tee getrunken zu haben oder die in dem sumpfigen Wiesengelände ganz naß gewordenen Schuhe zu

wechseln, mit der Nachtpost nach Hamburg zurück, wo sie morgens um 9 Uhr ankommt, dann ihr gewohntes Tagewerk tut, Besuche macht, unterrichtet, arbeitet. Ihre Erklärung dazu: „Ich kann wirklich manches ohne Beschwerde, was andere nicht können. Gewiß verzehren sich unsere Kräfte durch Nichtgebrauch noch eher als durch mäßige Übung.“ Immerhin fühlt sie in diesen Jahren schon manchmal eine besondere Müdigkeit. Kein Wunder, wenn man nach Mitternacht schlafen geht und bald nach 4 Uhr schon wieder aufsteht. Das kam vor. Sobald Amalie einsieht, daß für den Arbeitstag nichts Besonderes gewonnen wird, wenn man zu früh aufsteht, schläft sie eine Stunde länger.

Die spartanische Herbheit, welche sie ihrer Lebensführung selbst auferlegte, hat gewiß dazu beigetragen, sie lange leistungsfähig zu erhalten und den Dämon der drohenden Familienkrankheit zu bannen. In den ersten Jahren nach der Gründung des Armenvereins sieht es mit ihrer Lebenshaltung folgendermaßen aus:

„Um 7 Uhr des Morgens spazierte ich mit einem großen Korb voll Bücher (1) zur Stadt (über eine Stunde Wegs) und machte Armenbesuche; dann hatte ich bis 3 Uhr die Schule. Dienstags versammelte sich außerdem alle 14 Tage der Kreis meiner ersten Schülerinnen um mich, und um 6½ Uhr mußte ich wieder draußen in Othmarschen sein. Vier Tage in der Woche blieb ich gewöhnlich ohne warmes Essen. Eins der Kinder holte mir dann in der Zwischenzeit für ½ Schilling Buttermilch, wozu ich ein Stück Brot verzehrte.“

In Othmarschen, also vor den Toren Hamburgs, wohnte Amalie mit ihrer Pflegemutter, der Witwe Brunnemann, einer wohlhabenden Kusine ihrer Mutter. Und nach solch einem Tage las sie dann noch abends ihrer Pflegemutter vor.

„Indessen war Mutter völlig erblindet und bedurfte der Hilfe und der Gesellschaft noch mehr als früher, Nament-

lich ließ sie sich gern vorlesen, und das tat ich oft abends von 6 oder 6½ bis 11 Uhr. So vieles habe ich nie in meinem Leben gelesen wie damals.“

Aus dem Jahre 1841 haben wir noch eine sehr anschauliche Selbstbeschreibung ihrer wahrhaft spartanischen Lebensweise. Geschildert wird ein Sonntag:

„Etwas vor 5 Uhr bin ich heute morgen aufgestanden und habe mich, so wie ich aus dem Bett gesprungen, am ganzen Leibe mit kaltem Wasser gewaschen, dann um 6 Uhr gefrühstückt und bis gegen 10 Uhr mich mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt, teils für die Kinder, teils für den Verein. Hierauf habe ich die französisch reformierte Kirche besucht . . . Von der Kirche nach Hause gekommen, pflege ich dann wohl ein wenig zu frühstücken. Die Tage, wo ich Schule halte, finde ich dazu keine Zeit, fühle dann aber auch gar nicht das Bedürfnis und lasse oft beinahe 12 Stunden, von 5½ Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags, vergehen, ohne etwas zu mir zu nehmen. Ich halte dafür, daß das Essen und Trinken größtenteils Gewohnheitssache ist und daß man sich darin viel mehr beschränken könnte, als man gemeinlich tut. Nach dem Frühstück nehme ich am Sonntag dann wieder dieselben Arbeiten zur Hand, die mich vor der Kirche beschäftigten. Um 3 Uhr erfolgt dann mein Mittagessen, das ich mir jetzt aus einer benachbarten Garküche holen lasse. Die Art und Weise aber, wie ich dasselbe halte, würde den meisten freilich sehr ungemütlich scheinen. Schon als Kind hatte ich eine gewisse Vorliebe für Diogenes, der aus dem hölzernen Becher trank und, als er einmal einen Knaben mit der hohlen Hand Wasser schöpfen sah, auch den Becher als etwas Überflüssiges fortwarf. Seine Bedürfnisse so zu vereinfachen, daß man allenfalls sich selber ganz genügen und aller fremden Hilfe entbehren könnte, das erschien mir als etwas Großes und Schönes . . . Sehr vieles, was andere zu dem Komfort des Lebens rechnen, scheint mir eine überflüssige Last, und vieles, um das andere sichs sauer werden lassen, trägt so wenig bei zu meinem Lebensglücke, daß ich nicht den Finger ausstrecken möchte darum. So ist es mir z. B. viel zu weitläufig, für mein Mittagessen mir erst selbst den Tisch zu decken. Es schmeckt mir vollkommen ebensogut, wenn ich es gleichsam aus freier Faust verzehre; kaum,

daß ich mich dazu niedersetze. Und in einer Viertelstunde höchstens bin ich fertig. Daher denn auch das Essen bei Freunden mir immer ein ziemlich großes Zeitopfer ist.“

Nachmittags macht sie dann, so fährt die Schilderung fort, noch einige Armenbesuche, arbeitet bis abends um 9 Uhr wieder, und ein Besuch bei Freunden beschließt um 11 Uhr den Tag.

Den kranken Körper behandelt sie nicht viel milder, eher härter, als den gesunden. Sie hat es ja wohl ihrer strengen Lebensweise zu danken, daß sie so lange leistungsfähig und widerstandsfähig blieb. Aber mit den zunehmenden Jahren meldeten sich doch Schwächen, Ohnmachten und allerlei Übel, wenigstens von Zeit zu Zeit. Die Ärzte, die ihr ihren starken, aller Schwäche trotgenden Willen ließen, waren ihre Freunde. Mit den andern gab es einen Kampf! Als sie 45 Jahre war, überkam sie mitten in der Schreibarbeit eine Ohnmacht. Mit Genugtuung stellt sie sehr bald fest, daß der Satz, den sie gerade schrieb, zwar abgebrochen war, die Worte aber bis zuletzt richtig und sinnvoll dastanden. Auf die Bitte, sich doch zu schonen, schreibt sie dem Bruder nach London:

„Ich muß gestehen, daß alle Beredsamkeit (der andern) mir nicht das innewohnende Gefühl einer gewissen Gewalt über meinen Körper rauben kann. Und so weit diese Gewalt reicht, scheint es mir unabweisbare Pflicht, sie zu gebrauchen!“

Sie will es sich dann als ein Verdienst angerechnet wissen, daß sie sich ganze 10 Tage durch den Arzt ans Bett fesseln ließ. Umgekehrt rechnet sie es dem Arzt hoch an, daß er, als sie drei Tage nach dem Aufstehen wieder den Kindern in alter Weise Unterricht erteilte, er dies, wenn auch kopfschüttelnd, erlaubte. In ihren letzten Lebensjahren muß sie sich zu Badereisen entschließen. Zunehmende Schwäche verband sich mit

einem trockenen Husten, der nicht weichen wollte. Aber der eiserne Widerstand gegen das Kranksein ließ bis zuletzt nicht nach. In diesen Jahren gerade ereilte den Bruder ein ähnliches Geschick wie den Vater in dessen letzten Lebensjahren. Er erlitt starke Vermögensverluste. Amalie weiß dem Bruder, der sie bis dahin oft unterstützt hatte, viel Selbstloses und Liebes zu schreiben. Zu einer Bekannten aber äußert sie — es ist 1½ Jahre vor ihrem Ende — mit wehmütigem Lächeln: „Jedes Unglück hat doch auch seine gute Seite. Nun brauche ich wenigstens keine Badereise mehr zu machen!“ Im Jahre vorher, also 1856, war sie längere Zeit in Lipp Springs gewesen. Als eine Genesende, keineswegs als eine Gesunde, war sie zurückgekehrt. Und bald kommt in der Großstadt die alte Schwäche wieder. Oft schläft sie mitten am Tage ein, und durch die Straßen kann sie, so ist ihr Ausdruck selber, „wirklich nur einherschleichen“. Sie magert zusehends ab. Trotzdem lehnt sie das Ansinnen ihres Neffen, eines Arztes, nur ein halbes Jahr ihre Berufstätigkeit aufzugeben, hartnäckig ab.

„Ich glaube, in der Beziehung meine Natur besser zu verstehen als er. Völlige Geschäftslosigkeit würde meinen krankhaften Zustand nur verschlimmert haben, und dabei würde ich mir selber unleidlich geworden sein durch ein beständiges Hinstarren auf denselben. So habe ich es durchgesetzt und bin mit sehr geringen Ausnahmen allen von mir übernommenen Verpflichtungen nachgekommen. Es war mir mitunter wohl ein bißchen sauer, aber es ging doch, und der Erfolg hat nun gezeigt, daß meine Weise nicht so grundverkehrt ist, wie einige sie darstellen wollten. Ich hielt mich darin an den Ausspruch des Lipp Springs Badearztes, der mir in mehrfacher Beziehung, aber auch deswillen lieb geworden, weil ich ihn öfter den Satz aufstellen hörte: es reiche die Herrschaft des Geistes über den Körper viel weiter, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt sei! Ich meine, es gäbe

viel weniger Krankheit in der Welt, wenn dieser Satz von den Ärzten fleißiger gelehrt und von den Patienten williger geglaubt würde.“

Wenige Wochen vor ihrem Heimgang ergab die letzte ärztliche Untersuchung folgendes Bild: der eine Lungenflügel war ganz dahin, von dem andern nur soviel vorhanden, daß sie durch gänzlichem Stillschweigen und vollständige Ruhe allein ihr Leben nach Meinung des Arztes noch kurze Zeit vielleicht fristen könne. Amalie, die mit ihrem starken Geist das Ergebnis selbst zu wissen verlangt hatte, hörte es ruhig und gefaßt und — gab auch jetzt noch nicht nach. Ihrer Natur zu gehorchen, hatte sie nun einmal nicht gelernt. Sie dankte dem Arzt, bemerkte aber, ihr Leben um jeden Preis zu verlängern, darum sei es ihr nicht zu tun. Solange sie noch lebe, wolle sie sich auch wie eine Lebendige halten und ihre Freunde sehen und sprechen.

Anfangs schien es, als sollte sie ohne große Sterbensnot heimgehen dürfen. Zehn Tage vor ihrem Tode äußerte sie: „Der Herr macht es mir leicht, leicht!“ Und doch kamen vor dem allerletzten, friedlichen Einschlummern noch schwere Nöte und starke Ängste. Uns wundert es nicht, daß dieser starke, eiserne Geist sich nur schwer darein fand, daß endlich der Körper sich ganz dem Gehorsam des Willens entzog. Das geschah am 1. April 1859, vormittags um 11 Uhr. Amalie Sieveking ist 65 Jahre alt geworden.

Art und Unart · Schicksal und Charakter

Amalie Sieveking ist zeitlebens eine sehr fleißige *Briefschreiberin* gewesen. Wie stark ihr Drang zur Selbstmitteilung war, erkennt man daran, daß sie viele

Briefe an „Unbekannt“ geschrieben hat. Das will heißen: sie schrieb fleißig und ausführlich *Tagebuch*. Unter ihren Briefen sind die an den Bruder in London am zahlreichsten und wichtigsten. Sehr wertvoll sind auch die Briefe an ihre Freundin, die dänische Königin Karoline Amalie. Jedenfalls sind wir durch zahlreiche Selbstzeugnisse sehr gut in der Lage, Amaliens Wesensart zu erkennen und zu beurteilen. Die Aufgabe wird noch durch den weiteren Umstand sehr erleichtert, daß uns die fleißige Schreiberin — man staunt übrigens, woher die rastlos Tätige und soviel in Anspruch Genommene nur die Zeit dazu hernahm — diese Arbeit eigentlich schon abgenommen hat, indem sie mit letzter Ehrlichkeit alle Falten ihres Herzens aufdeckt und häufig selbst über sich zu Gericht sitzt.

Wir stoßen hier auf einen für ihr Wesen sehr bezeichnenden Zug: ein beständiges Nachdenken über sich selbst und Beurteilen ihrer selbst. Man hat das Gefühl: das war ihr Bedürfnis. Sie mußte stets eine klare Bilanz über den Haushalt ihrer Seele und ihrer Gefühle haben. Wenn man will: es war der saubere, gewissenhafte Kaufmannsgeist ihrer Voreltern, auf das Gebiet des Moralischen übertragen. Klare Rechnung! Und ihre Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit bei den Ahnen in den Handelsbüchern, bei ihr in den Tagebüchern und Briefen, verbot ihr, einen Fehlbetrag zu vertuschen. Das „Soll“ wird rücksichtslos stets aufgedeckt. Aber dies Bedürfnis kann auch zur Qual werden. Sie war zu klug, nicht zu merken, wie ihr oft die Unmittelbarkeit des Lebensgefühls darüber verlorenging. Und darunter litt sie. „Ach, werde ich je die schwere Kunst des Selbstvergessens erlernen?“ Das ist ein Schrei nach der Lebensunmittelbarkeit. Sie war 25 Jahre, als sie dies ihrem Tagebuch anvertraute. Freilich war

es gerade ihre ehrliche Wahrhaftigkeit, die sie auch wieder vor dem gefährlichen Übermaß der Selbstkritik zurückhielt und damit vor der verderblichen Selbstschwächung bewahrte. Sie macht halt in der Aufdeckung ihrer Fehler, wo es die Wahrheit gebot. Ja, sie kann mit frohen Worten von ihrem glücklichen Leben sprechen. Freilich, ein bißchen zuviel Begründung ist auch hier wieder dabei, als daß man hier von einem unmittelbaren Gefühlsausdruck sprechen könnte. Sehr bezeichnend schreibt sie in ihren letzten Lebensjahren einmal an den Bruder in London:

„In einem Punkt aber hast Du ganz recht: wenn Du nämlich mein Leben ein glückliches nennst. Dem muß ich völlig beistimmen. Und schändliche Undankbarkeit wärs, wenn ichs nicht täte. Ein Beruf, der den innersten Bedürfnissen meines Wesens entspricht, und die Liebe, die Freundschaft, das Vertrauen, welche mich von so vielen Seiten umgeben, das sind in der Tat unschätzbare Güter! Und wie vieler außerdem kann ich mich noch in meiner Lage rühmen!“

Nicht mehr bezeichnend, sondern ergreifend ist eine andere Versicherung ihres Glücks, ihrem Neffen in einem Glückwunschbriefe zur Geburt einer Tochter gegeben: „Ich freue mich der Versicherungen eures Glücks und gebe sie euch zurück, indem ich meine Anerkennung der vielen unschätzbaren Vorteile meiner Lage ausspreche.“ Drückt man sich so aus, wenn man wirklich glücklich ist? Amalie fährt fort:

„Das eheliche und elterliche Glück steht in meiner Schätzung sehr hoch. Und dennoch möchte ich es wohl beinahe mit jeder verheirateten Frau und glücklichen Mutter aufnehmen und behaupten, daß im Ganzen die Summe des mir zuteil gewordenen Glücks der ihren gleichkomme, obwohl vermutlich mein Leben weniger Stunden des höchsten Entzückens bietet. Bei einer wahrhaftigen Schätzung des irdischen Glücks dürfte, meine ich, aber auch die allgemeine Grundstimmung ruhiger Zufriedenheit schwerer ins Gewicht fallen als jene

Perioden überschwänglicher Wonne, welche der Natur der Dinge nach stets von kurzer Dauer sind.“

Das ist gewiß alles sehr wahr. Und wir sehen zu unserer Freude, Amalie Sieveking ist glücklich. Aber was hier deutlich werden soll, ist dies: sie ist es in der Sicht klar abwägender Selbstbeurteilung. Die gewissenhafte Kaufmannstochter stellt Soll und Haben nebeneinander. Gottlob, die Rechnung geht auf.

Aber nun: was erzählt sie uns denn eigentlich über sich selber? Stellt man sich ein junges Mädchen von 20 Jahren vor, dann sind doch wohl die Freundinnen ein wesentliches Stück ihres Lebens. Besonders, wenn die eigene Familie sich früh zerstreut hat. Aber schon hier stoßen wir bei Amalie auf eigenartige Hemmungen. Sie schreibt:

„Mit jungen Mädchen konnte ich mich gar nicht recht stellen. Was sie interessierte und was sie so wichtig nahmen, das war mir meistens uninteressant und gleichgültig. Was sie liebenswürdig machte, das konnte ich mir nicht aneignen, das machte mich nicht liebenswürdiger. Ich war oft verstimmt und unbehaglich in meinem Innern, was dann wohl andere entgelten mußten“.

Ganz ehrlich auch eine frühere Briefstelle:

„Malchen K. ist ein so gutes Mädchen, aber daß ich eigentlich ihren Umgang vermisse, kann ich doch nicht sagen. Und am Ende, wenn ich aufrichtig sein soll, ich glaube, mit den meisten meiner Bekannten würde es mir ebenso gehen. Woran liegt nur die Schuld? Ich fürchte, an mir selbst, weil meine Teilnahme an andern Menschen nicht so umfassend ist, wie sie sein sollte.“

Ernsthaft forschte sie bei sich nach dem Grunde ihrer Ungeselligkeit und findet ihn bald in einer Schwerfälligkeit ihres Geistes, bald fürchtet sie einen wirklichen Mangel an Liebe. Dann ruft sie sich wohl selber mahnend zu:

„Liebe, Liebe heißt das große Mittel, daß über mein ganzes Wesen den Zauber der Weiblichkeit verbreiten soll! Ich will die Menschen lieben, wärmer, inniger als bisher!“

An ihren Bruder Gustav schreibt sie:

„Ach glaube mir doch, daß ich es recht erkannt habe, daß Liebe das Höchste sei! Das Heiligste, Beste für den Menschen. Und ihr sei nichts zu vergleichen! Nicht immer habe ich das so gefühlt und wohl mag noch in meinem ganzen Wesen etwas Scharfes zurückgeblieben sein, das nicht jene Überzeugung verrät. Wenigstens muß ich das schließen aus der Art, mit der manche Menschen mich behandeln. Und es hat mich einmal recht traurig gemacht.“

Um auf die Freundinnen zurückzukommen, noch ein letztes Selbsturteil über ihre Art, das ergreifend wirkt in seiner wehmütigen Wahrhaftigkeit. Die 22-jährige schreibt an den Bruder Gustav über ihre Freundinnen:

„Viele sind mir vieles, die meisten etwas, aber keine, das muß ich dir gestehen, keine alles! Das macht mich oft wehmütig. Im ganzen (wenigstens jetzt) klage ich nicht darüber. Die höchste Weisheit hat mich meine Kindheit in jener Abgeschlossenheit zubringen lassen, da ich so fast gar keine Gespielinnen hatte und diese nur selten sah. Sie hat meine Seele frühe zum Ernst gestimmt. Sie hat für gut gefunden, mein Herz spät erst für sanftere Eindrücke empfänglich zu machen und für seine Ausbildung auf einem Wege zu sorgen, auf dem ich nicht mit vielen zusammentreffen konnte. Wie die Vorsehung mich gestellt, so muß es am besten sein. Meine Sorge sei nur, das sorgfältig auszubilden, was sie in mich gelegt hat. Ich liebe die Menschen wohl anders als andere. Hat aber am Ende nicht jeder seine eigene Art?“

Wir verweilen bei diesem Punkte so lange, weil es uns darauf ankommt, zuerst einmal den *Menschen* kennenzulernen, ehe wir von der *Christin* sprechen. So haben wir lauter Äußerungen gesammelt, die teils in die Zeit vor ihrer Bekehrung fallen, teils von ihr selbst als *Selbstzeugnisse ihrer Natur* gemeint sind. Gerade

die letzte Briefstelle, die wir brachten, ist hier sehr bezeichnend. Wenn sie hier von der „höchsten Weisheit“ und von der „Vorsehung“ spricht, so ist klar, daß sie hier noch die Sprache einer allgemeinen, aufklärerisch gearteten Christlichkeit spricht, wie sie in ihrem damaligen Lebensraum weit verbreitet war. In der Fortsetzung des Briefes spricht sie sogar davon, daß 1. Kor. 13 das Vorbild ihrer Liebe sei. Wir begreifen aber leicht, wie sie dieses Kapitel nach ihrer ganzen Einstellung damals noch gesetzlich verstehen muß. Noch etwas anderes ist an dieser Briefstelle lehrreich. So sehr sie den Mangel an wirklicher Liebe fühlt, sie hat sich ein wenig darüber beruhigt. Erstens mit dem Hinweis darauf, daß sie nun einmal von Jugend an einen einsamen Weg geführt worden sei, und dann auch damit, daß eben ihre Art anders sei und die eigne Art in all ihrem Reichtum an Gaben auszubilden, doch die letzte Bestimmung für einen Menschen darstelle.

Geht es mit den Freundinnen nicht so recht, wie geht's mit der großen *Geselligkeit*, z. B. dem Ball? Amalie hat vermöge ihrer gesellschaftlichen Stellung in Hamburg in ihrer Jugend manchen Ball mitgemacht. Eigenartig geht's ihr hier, und wieder steht die echte Amalie vor uns, mit ihrem Willen, ihrer Sehnsucht nach der Unmittelbarkeit einer frohen Hingegebenheit an das Leben und — ihren schrecklichen Hemmungen und der Not ihres bewußten Selbstdenkens. Hatte sie früher ihre Brüder das Glück, im rauschenden Tanz den Pulsschlag des Lebens zu fühlen, mit hohen Tönen preisen gehört, dann verging sie fast vor Kummer. Sie schreibt an den Bruder in London:

„Seltsam ergriff mich dann oft ein tiefmelancholisches Gefühl, wie ich, nach meinen Jahren noch in den frischen Kreis der Jugend gestellt, nach meinem Wesen so gar nicht

dahingehöre. Ich kam mir so vor der Zeit alt und vertrocknet vor. Nicht eure Lust beneidete ich euch, wohl aber euer jugendlich Blut. Aber nun ist's anders mit mir!“ „Ich fühle Empfänglichkeit auch für die lautere, rasche Lebenslust; und das ist's, was ich wünschte!“

Diese Erkenntnis ist alles, was sie von dem ersten großen Balle ihres Lebens als 19jähriges Mädchen mit davonträgt. Die Erkenntnis einer bestimmten Empfänglichkeit — nichts weiter. Man stelle sich vor, wie alle andern Mädchen über ihren ersten Ball hinterher sprechen mögen. Übrigens hat sie auf dem ganzen Ball keinen einzigen Tanzschritt gemacht! Das verbürgt uns ihre Tagebucheintragung.

„Ich walzte nicht, so große Lust mir auch der Anblick machte, und bin froh, daß ich der Versuchung widerstand. Ich hätte mich gewiß ein bißchen blamiert und so mir das ganze Vergnügen, ja die Erinnerung daran verbittert. Es ist so sonderbar, welch einen tiefen Stachel das Gefühl, sich blamiert zu haben, in der Seele zurückläßt. Ist es nicht fast ebenso peinlich, als das Gefühl von Schuld?“

Da haben wir es! Nichts als Hemmung, Scheu, Zurückhaltung, Furcht. So steht sie abseits vom Leben und sehnt sich doch so danach!

Nicht viel anders steht es mit dem *Theaterbesuch*. Sie geht lieber in Lustspiele als in Trauerspiele, um zu verhüten, „daß nie ihr Ernst sich in finsternes Wesen verkehre“. Aber wie steht's mit ihr, wenn sie zu diesem Zweck angeblich „oft fröhliche Lustigkeit außer ihr aufsucht“?

„Ich trachte nicht ängstlich danach, unter den Lustigen lustig zu erscheinen. Das Nachgemachte kleidet ja so selten. Aber an anderer Leute Lust mich im stillen freuen, sieh, das will ich. Das gibt dem Herzen neue Heiterkeit.“

Also wieder Freude aus zweiter Hand, durch ein nachdenkendes Bewußtsein hindurch!

Genug. Wir haben nun ein klares Bild von Amaliens *natürlicher Ueranlage*. Der Ernst des Lebens, der sie früh umfing, ein helllichtiger Verstand, der über alles nachdenken mußte, ein bißchen Stolz, ein bißchen Eitelkeit, ein Selbstgefühl, das starr und unsicher zugleich war — all dies läßt sie abseits vom Leben stehen, streng, scheu, gehemmt. In ihrem Herzen wohnt wohl viel Liebe und vor allem viel Liebebedürftigkeit, aber beides findet den freien Ausweg nicht hin zum andern Menschen und damit zum Leben selber. Diese Art wurde von ihr irgendwie als Schicksal empfunden, mußte von ihr so empfunden werden. Denn so sehr sie darunter litt, ändern konnte sie es nicht, nur darüber nachdenken. Und wir haben nun einen Eindruck davon bekommen, wie sehr sie das tat. Bis in die früheste Kindheit des mutterlosen Mädchens reichen diese Schatten zurück. Ihre Äußerung, daß es ihr unmöglich sei, gleich so vielen, auf ihre Kindheit als auf ein entschwundenes Paradies zurückzublicken, ist bekannt. Einmal weinte die Sechsjährige ohne ersichtlichen Grund. Nach dem Grunde der Tränen befragt, antwortete sie der Erzieherin: „Ich bin so traurig, daß niemand mich „liebes Malchen“ nennt und niemand mich lieb hat!“ — Noch ein kleines Jugend Erlebnis ist vielleicht wichtiger in dieser Beziehung geworden, als man zuerst denken sollte. Sie war etwa 10 Jahre, da wurde ein kleines Mädchen ins Haus genommen, damit Amalie eine Gespielin hätte. Aber das kleine Ding fand die Brüder viel klüger und unterhaltender und entzog sich dieser Mußfreundschaft. Amalie ihrerseits versuchte es mit Belehrung und Dringlichkeit. Aber dadurch wurde die Sache erst recht schlimm. Die Kleine mußte wieder aus dem Haus. Ich vermute, das ist das erste und letzte Mal im Leben gewesen, daß

sich Amalie um die Gunst eines andern Menschen ernsthaft bemüht hat. Seitdem muß sie das wehe Gefühl gehabt haben: die andern mögen mich nicht, ich passe auch nicht für fröhliche Gesellschaft.

Schnell noch anderes, was nämlich Amalie nun eigentlich trieb. Irgendwomit mußte sie doch ihre freie Zeit ausfüllen. Ja, das war eben die große Frage, die große Not. Sie bekam Singstunden. Vergeblich! In freundschaftlicher Form wurden sie abgebrochen. Jedes Talent, sogar das Gehör fehlte. Ebenso ging es mit der Schneiderei und vor allem mit der Putzmacherei. Sagen wir es ganz ehrlich: nicht nur das Geschick, auch der Geschmack fehlte! Aber das Kochen? Wiederum ehrlich: die Lust fehlte! So brachte sie es auch hier zu nichts Rechtem! Wir haben schon gesehen, wie sie ihre Mahlzeiten hielt, wie sie überhaupt vom Essen dachte. Bei solcher Einstellung kann man es in der Kochkunst nicht sehr weit bringen. Aber vielleicht Haushaltsführung? Hören wir, was die 22jährige schreibt:

„Die Hausstandsführung, das gestehe ich, bleibt mir so ziemlich fremd, d. h. ich greife selbst wenig tätig ein. Aber die ganze Einrichtung des Hauses ist auch nicht danach. Überhaupt verdient die Hausstandsführung, wie sie in so vielen Hamburgischen Häusern betrieben wird, kaum diesen Namen. Ich wenigstens sehe nicht mehr darin, als Ausgaben und Anschreiben.“

Also auch hier nichts zu machen. Wir fangen bald leise an zu verzweifeln. Was soll aus solch einem jungen Mädchen nur werden? Halt, da sind ja noch Handarbeiten! Amalie:

„In Stickereien und ähnlichen kleinlich (!! künstlichen Arbeiten bin ich ganz dumm! Die habe ich auch nie zu meiner Bestimmung gerechnet!“

Etwas tröstlicher fährt sie fort:

„Meine eigene Wäsche und Kleidungsstücke in Ordnung zu halten, fand ich noch immer Zeit.“

Wie sieht also nun das Leben der wohlherzogenen Hamburger Senatorentochter in ihrer Jungmädchenzeit aus? Schrecklich! Sie hat uns so einen Tag aus ihrer ersten Zeit im Hause der Frau Brunnemann recht ausführlich geschildert:

„Des Morgens stehe ich gewöhnlich um 6 Uhr auf“ — (warum, sieht kein Mensch ein; sie hat ja nichts zu tun!) — „nach dem Ankleiden, meinem einfachen Frühstück und einer kurzen geistlichen Lektüre, die ich mir aber doch nicht zum Gesetz gemacht habe (!), beschäftige ich mich noch eine Stunde mit Einrichtung meiner Arbeiten — (welcher?) — oder mit Schreiben. Um 8 Uhr gehe ich herunter und übe mich eine Stunde im Klavierspielen und eine im Singen — (siehe oben!) —, um 10 Uhr trinken wir Tee. Nach dem Frühstück machen wir einen kleinen Spaziergang; ist der Tag heiß, wohl auch schon vorher. Dann beschäftigen wir uns mit Handarbeit — (siehe oben!) und Lektüre bis um 3 Uhr. Um 3 Uhr wird gegessen. Von 4 bis 5½ Uhr bin ich wieder ganz ruhig auf meinem Zimmer, wo ich dann erst etwa eine halbe Stunde ein belehrendes Buch für mich lese. Die übrige Zeit findet sich dann immer etwas zu tun. Der Nachmittag wird, wenn wir allein sind, ungefähr wie der Morgen mit Spazierengehen, Lesen und Arbeiten zugebracht. Aber gewöhnlich geben oder empfangen wir dann einen Besuch.“

Überschrift zu dem Ganzen: Der Tag eines 18jährigen jungen Mädchens aus gutem Hause! Zu dieser Selbstschilderung nehmen wir ein Bekenntnis hinzu, das sie im Alter, wenige Tage vor ihrem Tode, über die damalige Zeit abgelegt hat. Es steht in den „Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift“ aus dem Jahre 1855:

„Mein Temperamentfehler war die mit dem Phlegma verbundene Trägheit. Was sagt ihr dazu, wenn ich euch gestehe, daß ich als junges Mädchen noch nach meiner Konfirmation nicht einzelne Stunden nur, nein, halbe Tage un-

tätig auf dem Bette verträumt, ohne müde, ohne krank zu sein, nur aus entschiedener Unlust, mich zu beschäftigen? Hinterher schämte ich mich freilich der so schändlich verlorenen Zeit.“

Hier nun, wo das ganze Übel, die ganze Not ihrer Jugend ungeschminkt zu Tage tritt, wird klar, daß wir sie über dem allen nicht schuldig sprechen dürfen. Ja, wir müssen sie, wo sie sich selbst beschuldigt, entschuldigen. *Nicht sie selbst hatte sich in diese Lage gebracht, sondern die Zeit, in der sie lebte.* Und ebenso, wie sie ihre Natur und Veranlagung zunächst als etwas Gegebenes einfach hinnehmen mußte, wenn auch unter Schmerzen, so mußte auch das junge Mädchen zunächst machtlos vor der Lage stehen, in welche die damaligen Zeitverhältnisse sie wiesen. Das *war* nun einmal das Los einer mittellosen Tochter aus gutem Hause! Unzählige Töchter Hamburgs und anderer Städte Deutschlands teilten es mit ihr, lagen ebenso wie sie halbe Tage auf ihren Betten und träumten und taten nichts! Keine sinnvolle Beschäftigung, kein Beruf, kein Lebensinhalt war für sie da — es sei denn: die Heirat.

Wir sind jetzt ganz nahe der Zeit und dem Ort, wo der große Durchbruch im Leben Amalie Sievekings erfolgt. Aber zuvor müssen wir noch die Frage, die jetzt eben aufgetaucht ist, beantworten: *Warum heiratete Amalie nicht?*

Sie schreibt einmal, in ihrem 25. Lebensjahr:

„Ich sehne mich nach Verbindung mit einem Menschen, dessen Überlegenheit von jeder Seite ich anerkennen müßte und der dann ein streng richtendes Urteil über mich fällte.“

Und früher:

„Ich habe mich oft danach gesehnt, durch einen festen männlichen Willen, dem ich mich in jeder Hinsicht untergeordnet fühlte, geleitet zu werden.“

Beide Aussprüche beziehen sich dem Zusammenhang nach nicht auf den Ehegatten, sondern sind allgemeiner zu verstehen. Aber eins können wir aus ihnen ohne weiteres ablesen: Amalie hätte die Heirat nicht abgelehnt, wenn diese Voraussetzung, die sie ihrer ganzen Natur nach machen mußte, erfüllt gewesen wäre. So schreckte sie aber, vor die Entscheidung gestellt — der Fall scheint wenigstens zweimal eingetreten zu sein — stets wieder zurück. Und nicht nur, daß sie bei den andern nicht fand, was sie suchte, auch in sich selber fand sie wohl bei der ihr eigenen klaren Selbsterkenntnis manches, was sie bedenklich stimmen konnte. Ihr Tagebuch berichtet:

„Ich glaube, ich hätte Anlage, recht despotisch zu werden. Welche gefährliche Anlage für ein weibliches Wesen, das ja berufen ist, sich fremdem Willen liebend anzuschmiegen und das sich gehorsam am schönsten frei fühlen soll!“

Schon mit 26 Jahren hat sie sich fast ganz zur Klarheit über ihren Weg durchgerungen. Sie vertraut ihrem Tagebuch an:

„Meine Bestimmung auf Erden wird, wenn ich meinen Ahnungen trauen darf, eine jungfräuliche sein. Mein Charakter, mein Wesen hat zu bestimmte Formen angenommen. Der Mann will, denk' ich, was er liebt, sich selber bilden. Und dann glaube ich auch, daß mein himmlischer Erzieher mir um meines Stolzes willen Stille und Verborgenheit bestimmen muß. Herr, wie du willst. Du kannst in jedem Stande überschwenglich segnen. *In Demut und Treue will ich deiner leitenden Hand folgen, wohin sie mich führt.*“

Wir sehen deutlich, wie diese Tagebucheintragung in ihrem Anfang noch eine stark und rein menschliche Erklärung gibt. Sie ist schon zu selbständig geworden, um sich noch von einem Manne bilden zu lassen. Zuletzt aber spricht nicht mehr ihre Natur, sondern schon die bewußte *Christin*, die in Demut die Vaterhand zu fassen gelernt hat.

Wir müssen noch einmal zurückgreifen. Ein wesentlicher Zug ihrer Art fehlt uns nämlich noch. Es wird das Jahr 1817 gewesen sein, da brach in dem ihrer Stadtwohnung benachbarten Hause eines Tages ein heftiger Brand aus. Nach einer angst- und unruhvollen Nacht kam die Schreckenskunde: die Frau mit ihren drei Kindern, dazu das Dienstmädchen sind ein Raub der Flammen geworden. Amalie berichtet ihrem Bruder darüber nach London:

„Ich sinne und sinne, was wohl hätte geschehen mögen zur Rettung der Armen, und welche Seligkeit darin liegen müsse, etwas dazu beigetragen zu haben. Und wenn ich mir das so recht vorstelle, dann tönt mir dumpf das Schreckenswort dazwischen: zu spät, zu spät! Ach, wenn meine Seele die rechte Glaubens- und Liebesstärke gehabt hätte, wer weiß, wessen Gott mich gewürdigt. *Oft hatte ich geträumt, daß ich wohl etwas Großes tun könnte.* Jetzt bin ich meiner Schwäche innegeworden. Und *da es mir an Kraft fehlt*, mich zum *Ungewöhnlichen* zu erheben, will ich nun mit verdoppelter Treue die *kleinen*, gewöhnlichen, täglich wiederkehrenden Pflichten in acht nehmen und darin meinen Trost suchen!“

Dazu nun wieder das Tagebuch zu demselben Ereignis:

„Ich fühlte ja innerlich den Drang, etwas Großes zu wagen für den großen Zweck der Menschenrettung, empfand aber tief im Herzen zugleich, daß es nicht reine Gottes- und Menschenliebe sei, was mich trieb, sondern vor allem — Ach! — der Wunsch, groß zu erscheinen in den Augen der Welt. Dies Selbsterkennen machte mich mißtrauisch gegen den Ruf im Innern.“

Beide Stellen sind darum wichtig, weil wir bei dieser Gelegenheit erfahren: dieses junge Mädchen, das sonst wohl stundenlang, ja halbe Tage lang auf ihrem Bett liegt und träumt, die nicht weiß, wohin mit sich, und von der auch das Leben nicht zu wissen scheint,

wohin mit ihr — zu diesem hat sie keine Neigung, zu jenem kein Geschick! — dieses selbe junge Mädchen sehnt sich gleichwohl danach, etwas Großes zu tun, etwas Besonderes zu leisten! Und gerade das ist doch offenbar der Gegenstand ihres Träumens! Wir staunen! Wie verträgt sich denn beides? Sie kann doch nicht einmal eine Suppe kochen! Sie wagt doch nicht einmal, frisch drauflos zu tanzen, aus lauter Angst, sich zu blamieren! Ist das etwa nur Gedankenflucht in das Reich des Unmöglichen? Dem widerspricht, daß nach ihrer eigenen Versicherung „die Phantasie niemals vorherrschend bei ihr“ war. Oder sie versichert dem Bruder: „Vor Schwärmerei halte ich mich durch das Kaltvernünftige, welches doch einmal in meinem Charakter vorherrscht, gesichert.“ So bleibt uns nur übrig, solchen Wunsch, Großes zu leisten, zu verstehen als eine Vorahnung künftiger Bestimmung. Sie weiß wirklich nicht, was sie Großes tun und Besonderes leisten soll. Bei dem Brand im Nachbarhause kommt ihr erst der Gedanke: das könnte es sein! Aber jedenfalls ist mit dem Verlangen die innere Unruhe da. Eines wird sie jedenfalls nie können: in der Ziel- und Inhaltlosigkeit ihres Lebens untergehen.

Hier sind wir nun bei Amalie auf etwas Urgesundes gestoßen. Ihr vorerst noch dunkler und zielloser Wille revoltiert gegen die Leere ihres Daseins. Sie weiß nicht, was geschehen soll. Aber sie weiß, daß etwas geschehen muß und daß es von ihr geschehen muß! Und auch auf ihre Unentschlossenheit fällt jetzt ein neues Licht. Sie will und kann offenbar nicht eher sich aufraffen, ehe sie nicht klar weiß, welchen Weg sie zu gehen hat. Nur keine Verlegenheitslösung! Sie muß die innere Gewißheit haben. *So wartet sie auf den Ruf!* Vorläufig weiß sie nur eins:

„Alles im Leben auf einen großen Zweck beziehen, das ist der Weg, sich über das Mittelmäßige zu erheben. Warum tue ich auf der Bahn des Guten Rückschritte, die doch immer wieder vorwärts getan werden müssen? Ist nicht der Weg ohnehin lang genug?“

Weg und Tat · Das Leben beginnt

„Der Mangel natürlicher Anlagen hat mir im Leben viel Kummer gemacht.“ So schrieb Amalie einmal an ihren Bruder Gustav. Wir wissen bereits, wie recht sie damit hatte. *Eine* Beschäftigung hätten wir damals aber bereits nennen können, die ihr viel Freude machte, wozu sie also auch Geschick gehabt haben muß: die *Gärtnerei!* Sie schreibt, als sie 26 Sommer zählt:

„Die Beschäftigung im Garten, das Ordnen der Blumenbeete macht mir so viel Freude, daß ich gar nicht davonfinden kann, wenn ich einmal dabei bin. Das erinnert mich an meine Kindheit, wo ich es mir als liebsten Traum ausmalte, einmal Gärtnerin zu werden. Gärtnerin möcht ich wohl auch jetzt sein.“

Da sind wir auf eine wirkliche Neigung gestoßen. Und zwar zu unserer Freude auf eine echt weibliche! Warum gibt sie ihr nicht nach? Warum helfen die andern der Ratlosen nicht in diese glückliche Bahn? Sie hat doch sicher auch davon gesprochen? Ein Beruf für eine Frau, der sie selbständig machte, war eben damals an sich schon eine Unmöglichkeit. Ganz besonders für eine Hamburger Senatorentochter! Und nun gar noch Gärtnerin! Einfach ausgeschlossen! Unweiblich, unerhört! Und wie es damals gegen alle Sitte gewesen wäre, so hielt man es wohl auch für unsittlich. Und irgendwie so mußte auch Amalie für sich selbst denken. So nützte der Armen die Entdeckung dieser Veranlagung nicht viel, höchstens daß sie nun vielleicht

noch trauriger wurde und ihre merkwürdige Neigung auch selbst als ungehörig, vielleicht sogar als leise Schuld empfand! Mindestens so mußte sie denken: Ich will auch immer etwas Ausgefallenes! Wir wissen aber nun, wo dieses arme, ratlose, ungeschickte, scheue, gehemmte Geschöpf sein innerstes Herz hat, von wo aus sie sich entwickeln und etwas werden könnte: Lebendiges Leben betreuen, pflegen, sinnvoll leiten, beobachten, behüten, versorgen! Diese Möglichkeit muß ihr werden, dann wird sie nicht mehr Tee trinken und spazierengehen, sich und andern die Qual stundenlangen Klavierspiels bereiten, nicht mehr halbe Tage auf dem Bett liegen und ins Leere starren. Dann wird sie nicht mehr scheu und gehemmt beiseite stehen und sich linkisch und altjüngferlich vorkommen!

Die Erlösung von der Leere und Ziellosigkeit ihres Lebens wurde dann ihre eigene private *Mädchenschule*. Wir haben den Satz so hingeschrieben, wie er allein richtig ist. Nicht so ist es gewesen, daß Amalie eines Tags auf den rettenden Gedanken kam: Ich mache eine Mädchenschule auf! So dürfen wir uns die Sache nicht vorstellen, als ob dieser Gedanke eines Tages plötzlich da gewesen wäre und nun mit einem Schlage alle Not zu Ende gewesen sei. Die ergreifenden Selbstzeugnisse von der Inhaltlosigkeit ihres Leben, die wir lasen, liegen z. T. in einer Zeit, da ihre kleine Mädchenschule schon bestand. Und wer sich, wie das die Pflicht eines rechten Biographen ist, bemüht, das Leben unserer Heldin möglichst mit ihren eigenen Augen zu sehen, möglichst mit ihr eins zu werden und sich in ihre Lage nicht nur zu versetzen, sondern sie selbst mit zu durchleben, der muß sagen, es sei so gewesen: Das Unterrichten der Kinder hat Amalie Sieveking zunächst nur, wenn auch mit besonderer Neigung, doch so ergriffen,

wie man eben etwas tut, wozu sich Gelegenheit bietet. Es war ein Versuch. Ein Versuch, an den sich, wie wir sehen werden, bestimmte Hoffnungen knüpften. Aber ein Versuch neben anderen. Wie es gelingen würde mit den Jahren, wußte Amalie damals noch nicht. Auch dies wußte sie nicht, was ihr dies Unternehmen selbst einmal bedeuten würde, welchen Dienst ihr ihre kleine Schule selbst leisten würde. Es ging ihr, wie es uns Menschen im Leben oft geht: man wählt einen Weg neben anderen, gewiß nicht zufällig, aber ohne zu wissen oder vorauszusehen, wohin er uns selber führt und daß es der rechte Weg ist. Wir fassen oft Entschlüsse, beginnen mit Dingen, die uns selbst anfangs ohne besondere Bedeutung erscheinen. Wir träumen vielleicht zu gleicher Zeit noch von ganz anderen Dingen, die uns viel wichtiger dünken. Und dann wird unter der Hand und wie von selbst die Sache wichtiger und wichtiger und wird *der* Weg, auf den unser ganzes Leben gerät. Wir dachten, nur ein Stückchen Gepäck auf jenem Wagen mitfahren zu lassen, und steigen eines Tags selbst auf jenen Wagen. So war's mit Amalies kleiner Mädchenschule. Und darum verstehen wir, daß auch, als sie bereits bestand, die Not ihrer Jugend noch keineswegs geschwunden war. Erst mit der Zeit kam ihr von dort die Hilfe. Nicht die einzige, wie wir gleich sagen wollen, aber die erste und darum eine sehr wesentliche.

Noch über einen anderen Punkt verständigen wir uns am besten vorher, ehe wir Genaueres über dies Werk berichten. Man kann auch nicht sagen, daß dies Unternehmen ein Werk ihres nun erwachten Christentums gewesen sei. Als sie durch Gottes Gnade zu einer neuen reifen Lebendigkeit des Glaubens durchbrechen durfte, *bestand ihre Kinderschule bereits mehrere Jahre.*

Und natürlich wurde mit der Leiterin auch dies Werk jetzt ganz neu. Wir dürfen, um der Wahrhaftigkeit willen, die Dinge nicht so darstellen, als ob erst der Glaube der Bekehrten ihr die Kraft gegeben hätte, die zielvolle Gestaltung ihres Lebens selbst in die Hand zu nehmen und die Trägheit und Entschlußlosigkeit zu überwinden. Vielmehr hat Amalie Sieveking bereits vorher aus ihrem Menschentum heraus, durch ihr Gefühl geleitet, den Ausweg aus dem unfruchtbaren Leerlauf ihrer Jugend und ihres Lebens gefunden. Woran sie eigentlich litt, war brachliegende Leistungsmöglichkeit, ungenützte Kraft, nicht verwendbare Fähigkeit. Wir haben bereits gesehen, daß daran nicht nur sie die Schuld trug, sondern ebenso ihre Zeit und ihre Umgebung. Sie selber brach durch die lähmende Erstarrung durch und fand mit ihren Kindern und ihrer Schule den Anschluß an das Leben, seine Aufgaben und seine Kräfte. Was sie eigentlich gefunden hatte, wurde ihr selbst erst langsam klar, je ernster und hingebender sie die selbstgeschaffene Aufgabe nahm. So gilt hier bei Amalie Sieveking das schon allzuviel angeführte Goethewort aus dem „Faust“ wirklich, daß ein guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist.

Die Anfänge der Mädchenschule reichen weit zurück und sind ganz klein und unscheinbar. Entfernte Verwandte der Pflegemutter Brunnemann wohnten in deren Hause über ihr. Dort waren drei kleine Mädchen. Mit deren einem, sie war fünf Jahre alt, fing sie an und nahm sie öfter auf ihr Zimmer. Da lernte die Kleine bei Amalie das — Stricken! Als die Erzieherin der drei Kinder fortging, bat Amalie, die Kinder selbst übernehmen zu dürfen. Es wurde ihr gestattet. Nachdem sie aber fand, daß das Unterrichten bei mehr Kindern

noch viel besser ginge — die Lehrerin in ihr will heraus — gewann sie sechs weitere Mädchen aus befreundeten Familien. Und da hatte sie — Amalie war damals 19 Jahre — ihren ersten Versuchskursus zusammen. Der erste Bericht:

„Das Unterrichten ging so ziemlich. Doch der Religionsunterricht war sehr dürftig. Ich stand ja durchaus nicht im Glauben, und meine Ansichten in dieser Beziehung waren ganz rationalistischer Natur. Das Buch, das ich dabei zugrunde legte, war Langes Seelenlehre — (man bedenke, für den *Religionsunterricht!*) —, das Frau Brunnemann mir auch empfohlen. *Biblische* Geschichten trug ich den Kindern gar nicht vor, weil mir so vieles darin teils anstößig, teils dunkel war. So vermochte ich das nicht über mich. Ich wollte ihnen wenigstens nichts geben, was ich selbst nicht besaß.“

Dreimal in der Woche kommen die Kinder zu ihr. Der Unterricht findet zu der merkwürdigen Zeit von 12—3 Uhr statt. Die Hauptmahlzeit hatte man in Hamburg nämlich nach englischer Weise erst zwischen 5 und 6 Uhr. Die letzte halbe Stunde war zum Spielen angesetzt. Dabei sollen die Kinder sich selbst bekannt und lieb werden, und die Lehrerin selbst hat so die beste Gelegenheit, ihre kleinen Zöglinge in ihrem verschiedenen Charakter kennenzulernen. Darum legte sie auch den Kindern dann keinerlei Zwang auf. Sie durften toben nach Herzenslust. So hielt sie es übrigens das ganze Leben hindurch. Nerven kannte sie nicht, wollte sie nicht kennen. Noch in ihrem letzten Brief, den sie drei Wochen vor ihrem Heimgang am 8. März 1859 an den Bruder in London schrieb, heißt es:

„Donnerstag, den 24. Februar, gab ich den Kindern noch zuletzt Stunde, ich glaube sagen zu können, mit ungeschwächter geistiger Kraft. Während der Spielstunde tobten sie in ungestörter Lustigkeit um mich herum, wie ich ihnen das in meiner ganzen Krankheit gern gestattet habe. Da ich durchaus nicht an Nerven leide und mein Kopf ganz frei ist, so

kostete mir das gar keine Opfer. Und auch an jenem Tage konnte ich mich daran nur freuen. Den Tag darauf aber, Freitag, den 25. Februar, fühlte ich mich so matt, daß es mir unmöglich fiel, die erforderlichen Vorbereitungsarbeiten für den Unterricht zu machen. Und am Sonnabend morgen, wo ich die Kinder wieder erwartete, war es mir gleich beim Erwachen klar, daß der Herr nun auch dieser, mir so unendlich lieb gewordenen Tätigkeit ein Ziel gesetzt.“

Diese Schularbeit an den Mädchen, obwohl ganz bescheiden angefangen, wuchs schneller, als es gut war. Und das fühlte Amalie rechtzeitig auch selbst. Ihr erster Kursus blieb zwar, wie er begonnen war. Aber daneben übernahm Amalie noch andere Erziehungspflichten und anderen Unterricht. Eine kleine Auguste kam eine Zeitlang täglich zu ihr und wurde dort allein unterrichtet in Lesen, Sprachen, Geographie, Naturgeschichte, sogar in „Technologie“. Und wir erfahren bei dieser Gelegenheit, wie die 19jährige Lehrerin hier schon sehr verständige Lehrgrundsätze entwickelt und handhabt. Dann war von mehreren Damen der Stadt eine kleine Freischule für zwölf arme Mädchen eingerichtet worden, wohl mehr eine Art Haushaltungsschule. Die Zahl der Schülerinnen wuchs später auf 18. Auch hier tat Amalie, als sich Gelegenheit fand, gern mit. Endlich hatte die Tochter ihrer Pflegemutter ein sechsjähriges Mädchen ins Haus genommen und wünschte dringend, es von Amalie unterrichtet zu sehen. Nun war dies liebe Kind aber viel jünger als die Mädchen ihrer Privatschule. So machte sie einen Nebenkursus auf, zu dem sich im ganzen sechs gleichaltrige Mädchen zusammenfanden. Ein erfreulicher Fortschritt, aber für Amalie war es schon zu viel. Die Gefahr der Überlastung drohte, zumal sie sich für jede Stunde — wir sahen schon: bis an ihr Lebensende — gewissenhaft vorbereitete. Und das fühlte Amalie

selbst. Auch die Gefahr der Zersplitterung empfand sie. Sie ist auch noch keineswegs so sicher, überhaupt auf dem rechten Wege zu sein, wie wir, die wir ihr ganzes Leben überblicken, wissen.

Endlich glaubt sie, es den Kindern und ihren Eltern schuldig zu sein, bei der einmal übernommenen Arbeit zu verharren. So schreibt sie zwar, ihr sei „nun klar, wozu Gott sie berufen hat“, tröstet sich auch damit, daß die Vorsehung schon Mittel und Wege finden werde, ihren Lebensplan zu vereiteln, wenn er unweise von ihr entworfen sei — und doch hat sie die letzte Sicherheit noch nicht. Entschlossen schlägt sie die letzte Ängstlichkeit nieder:

„Um der Liebe willen (die sie treibt und der sie sich feierlich aufs neue gelobt) sollen sie (die Menschen) mir's vergeben, wenn ich mich, wie es manchen dünken mag, zu weit aus meinem Kreise herauswage.“

„Wenn ich mich zu weit aus meinem Kreise herauswage“ — da haben wir's! Lehrerin sein, ist das nicht für ein so kluges, ernstes, gebildetes junges Mädchen, das sonst zu kaum etwas anderem Neigung und Geschick hat, das Ei des Kolumbus? Durchaus nicht. Für ihre Zeit nicht und für sie selbst auch nicht! Wir leben am Anfang des 19. Jahrhunderts. Wir sind in Hamburg! Wie fest dort bestimmte Vorurteile saßen, ist bekannt! Es ist geradezu rührend zu lesen, wie hier Amalie zum ersten Mal — es kam später bei anderer Gelegenheit noch einmal vor — den Kampf gegen eine fest eingewurzelte, vorgefaßte Meinung ihrer Zeit führt. Noch nicht klar und bewußt, noch nur von einem dunklen Drang, von ihrer eigenen vorgeahnten Lebensnotwendigkeit allein geleitet. Und doch ist sie bereits durchgebrochen und hat den Anschluß an das Leben sich selbst geschaffen. Unter Schmerzen, Nöten, stets neuen

ernstesten Selbstprüfungen, *ganz auf sich allein gestellt*, anfangs unsicher und zagend, sehen wir sie bald immer fester und stärker, auch immer froher auf dem erkämpften Wege einherschreiten.

Sie hat dann, als sie nach einem halben Jahre merkte, daß sie zuviel übernommen hatte, doch den einen von den beiden Kursen aufgegeben, und zwar den der jüngeren Mädchen, den sie zuletzt angefangen hatte. Und von nun ab widmete sie sich ausschließlich mit steigender Kraft und Freude ihrer ersten ursprünglichen Privatschule, die sie in sechs sich etwa alle acht Jahre erneuernden Kursen bis an ihr Lebensende fortführte. So lieb wurde ihr diese Arbeit, und so treu und gewissenhaft vollführte sie ihre einmal übernommenen Pflichten, daß sie später manche verlockende Reise und Einladung von außerhalb ablehnte, damit ihre Mädchen ihre gewohnte Ordnung behielten.

Als sie vor der Frage stand, ob sie „um der Behauptung ihrer Weiblichkeit willen“ dem Unterrichten ganz entsagen solle und später, ob sie, da beide Kurse zuviel waren, nun den jüngeren oder den älteren Kursus aufgeben solle, da spielt in ihre Überlegungen noch etwas mit hinein, was hervorgehoben werden muß, weil es wichtig ist. Sie entschloß sich ja schließlich, ihren ursprünglichen Kursus, den der *älteren* Kinder, zu behalten. Und dabei leitete sie auch die Überlegung, daß sie eher zu einem bestimmten Ziele kommen würde, das sie sich bei dem ganzen Unternehmen mit gesteckt hatte: sie wollte aus den Kindern, die sie unterrichtete, *sich Freundinnen fürs Leben bilden!* Sie sagt, das sei „ihr schönster Lebensplan“ gewesen, an dessen Ausführung sie schon viel gesetzt hatte.

Die Christin

Der Zeitgeist · Das Erbe des Elternhauses

Amalie war noch Kind.

Eines Tages kam ein Hauslehrer ins Haus. Natürlich ein Kandidat der Theologie, der sich ein paar Groschen verdienen wollte. Zwei junge Leute waren dem Vater empfohlen worden. Der Vater kannte sie beide nicht, ließ also Amalie wählen. Die kannte sie aber auch nicht! Was sollte sie tun? Sie griff zum Los. Fertig! Der junge Mann kam. Amalie sah ihm voller Erwartung entgegen. Was wird er, dieser Ausbund an Gelehrsamkeit, ihr nicht alles an Wissen vermitteln! Zu welchen unausdenkbaren Welten hat er nicht den Schlüssel! Welche Reichtümer für Herz und Geist wird er ihr nicht aufschließen! — Nach verhältnismäßig kurzer Zeit kann sie ihn nicht mehr ausstehen! Was ist der Grund? Trockenes, totes Zeug setzt er ihr vor, mit dem das junge, lebendige Mädchenherz nichts anfangen kann. Der Geschichtsunterricht geht noch an. Schlimmer steht schon mit der Geographie. Daß sie in Hamburg, in Deutschland, in Europa lebt, weiß Amalie ja nachgerade selber. Aber die andern Erdteile, ihre Berge und geheimnisvollen Flüsse, ihre Völker und Kulturen — *das* will man doch wissen! Kein Wort davon. Wahrscheinlich stand im Geographiebuch des Kandidaten nichts davon. Und im Religionsunterricht ist es ganz schlimm. Irgendein dürres Religionsbuch hat der Kandidat — wahrscheinlich seine eigene Dogmatik! — in der Hand. Daraus liest und diktiert er lauter dürre Sätze. Entweder sind sie selbstverständlich oder unverständlich, in beiden Fällen langweilig, höchst langweilig. Und das Schlimmste: dazu werden dann eine Unmenge Bibelsprüche — nun

nicht etwa nachgeschlagen oder gelesen, denn die Bibel kommt nie auf den Tisch, sondern diktiert. Das ist Amaliens Religionsunterricht. Amalie ist tief enttäuscht! Aber nicht etwa über die Auffassung und Lehrweise des Kandidaten, sondern von der Sache! Wie soll sie denn als Kind die Sache von der Auffassung und der Unterrichtsart unterscheiden! Beides ist ihr eins. Immerhin, was sie vom Christentum begreift — und zwar nicht nur aus diesem Unterricht, sondern aus dem Geist ihres Elternhauses und ihrer Umgebung heraus —, das nimmt sie ernst, ganz ernst: nämlich daß es beim Menschen auf die *Tugend* hinauswolle. Damals fängt sie zuerst an, Tagebuch zu schreiben. Sie berichtet später darüber als 61jährige:

„Es war der Wunsch in mir geweckt worden, gut und tugendhaft zu werden. Ich führte ein moralisches Tagebuch. Ich legte mir selbstausedachte kleine Kasteiungen (z. B. kleine Steine in den Schuhen zu tragen) als Buße auf für die von mir begangenen Fehlritte. Ich wollte auch gute Werke tun und gab heimlich von meinem Taschengeld den Armen, wobei mich nur das wunderte, daß die Vorstellung jener Strafen doch selten die Macht hatte, mich das nächste Mal gegen die Versuchung zu waffnen und daß das insgeheim getane gute Werk mir doch lange nicht so viel Freude machte, als das, wofür ich Lob empfing von andern Menschen.“

Der *Konfirmationsunterricht* kam — und ging spurlos vorüber. Ein geachteter Prediger der Stadt gab ihn. Ich habe nicht feststellen können, wer. Aber es ist wohl auch gleichgültig. Sie war mit 80 Kindern zusammen in einer Gruppe. Trotzdem ging sie nicht ganz darin unter als eine von vielen. Ihre schriftlichen Arbeiten fielen dem Geistlichen als die besten auf. Sie hat es glücklicherweise erst später erfahren. Zwei Dinge aus dem Unterricht sind vielleicht bemerkenswert. Mit dem Gebet zu Christus kann sie sich nicht befreunden. Daß

aber zum Christentum die Unsterblichkeit der Seele gehöre, leuchtet ihr ein, und sie nimmt es an. Also: etwas sehr *Richtiges*, das Gebet zu Christus, nimmt sie *nicht* an. Etwas *Falsches*, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, nimmt sie an. Dieser ist nämlich altgriechisch-philosophisch, also heidnisch — nicht etwa christlich. Christlich ist der Glaube an die Auferweckung und Auferstehung von den Toten. Mit der Konfirmation selbst geht es wie mit dem Unterricht. Sie geht spurlos vorüber.

Kennt Amalie denn die *Bibel* nicht? Nein. Die damalige Art des Religionsunterrichtes war eben so, daß man die Kinder nur mit der *Lehre* des Christentums bekannt machte (so wie die Lehrer eben diese Lehre selbst verstanden) und diese Lehre wohl auch durch einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Bibelsprüche „bewies“. Aber zur Bibel selbst führte man die Kinder nicht. Und doch erfuhr Amalie damals etwas von der Bibel selbst, wenn auch aus dritter Hand. Wir müssen hier einer kurzen Station in ihrem Leben gedenken, die wir bisher übergangen haben. Ehe Amalie zu Frau Brunnemann ins Haus kam, war sie kurze Zeit — zwei Jahre — nach dem Tode ihres Vaters bei einem Fräulein *Dimpfel* in Pension. Das war eine Nichte Klopstocks. Und dort wurde sie nun nicht mit der „Lehre des Christentums“, sondern mit dem Evangelium selbst bekannt. Ihre Pensionsmutter las zwar nicht mit Amalie in der Bibel, aber sie *erzählte* ihr die biblischen Geschichten. Und das war vielleicht damals noch besser! Amalie hat in ihrer späteren Entwicklung bis zu der großen Wendung in ihrem Leben das Christentum als *Lehre* festgehalten. Aber dieser Aufenthalt bei dem lieben guten alten Fräulein Dimpfel und deren mit kindlich heiterer Gläubigkeit erzählte biblische Ge-

schichten hatten doch die Wirkung, daß Amalie nun eine *andere* Art Christentum, nämlich eine wirkliche kindliche, christliche *Herzensgläubigkeit* kennenlernte. Sie hält das vorläufig noch für eine zum mindesten merkwürdige und nicht ganz entsprechende Abart des Christentums. Aber es blieb nicht ohne Wirkung auf sie. Und die Folge hat es jedenfalls bei ihr gehabt, daß sie von nun ab mehr oder weniger deutlich fühlte, wie ihrem lehrhaften, verstandesmäßigen bloßen Tugendchristentum doch irgendetwas *fehle*.

Hören wir Amalie selbst darüber. Sie schreibt, aus gereifter späterer Rückschau auf diese Zeit:

„Das weiß ich gewiß, einen großen Segen hat jener Aufenthalt mir gebracht. Über dem ganzen Wesen der lieben alten Dimpfel war eine jugendliche Heiterkeit ausgebreitet, und wer da wissen wollte, aus welcher Quelle sie denn diese Fröhlichkeit schöpfte, der durfte sie nur einmal biblische Geschichten erzählen oder sonst von den Wahrheiten des Glaubens reden hören. Da merkte man's bald, wes ihr Herz voll und daß ihre Freude eine Freude war im Heiligen Geist. Allerdings war ihre Religion mehr Sache des Herzens als des Verstandes, daher sie mir in dem Hochmut meiner Verstandesbildung nur als eine liebenswürdige Schwärmerin erschien. Und nie, meinte ich, würde ich ihr nachfühlen können, was sie so mächtig anregte. Ich verließ ihr Haus, ohne zum evangelischen Glauben durchgedrungen zu sein. Aber ein köstliches Samenkorn nahm ich doch mit, das sie mir ins Herz legte. Ein Interesse am Wort Gottes, wie ich es nie zuvor empfunden, war in mir geweckt und zugleich der Wunsch, dessen Erfüllung mir freilich unerreichbar schien, auch einmal *glauben zu können* wie sie, und wie sie so hoher *Glaubensfreudigkeit* teilhaftig zu werden.“

Ein aufmerksamer Sinn kann feststellen, daß häufig im Leben eines Menschen Dinge auftauchen, Einflüsse stattfinden, Interessen lebendig werden, die zunächst wieder zurücktreten. Und nach einiger Zeit — oft nach langer sogar — kommen sie wieder hervor,

gestalten sich und werden eine beherrschende Macht. In der Zwischenzeit sinken sie wohl bis auf den letzten Seelengrund hinab, ruhen, reifen, gleichen sich dem Menschen, der sie empfangt, an und, unbewußt auch, gleicht sich der Mensch ihnen an. In dem Bilde, das Amalie hier selbst gebraucht: das Samenkorn, der Lebenskeim, muß sich in der neuen Umgebung, auf dem neuen Nährboden erst zurechtfinden, ehe es seine Lebenskraft entfaltet. So war es hier bei Amalie, als sie sich durch Fräulein Dimpfel auf die Bibel selbst als die Quelle lebendiger christlicher Herzensfrömmigkeit hingewiesen fand. Zunächst trat das alles wieder zurück in den folgenden Jahren. Wir werden aber erfahren, wie der große Umschwung in ihrem Leben gerade durch die Bibel selbst gekommen ist: *Neun Jahre später, da ging das Samenkorn auf.*

Diese merkwürdige Tatsache, daß man die Wahrheit sucht und will, auf sie hingewiesen wird und doch noch nicht ergreift, möchte ich noch durch einen anderen Vergleich verdeutlichen. Ich sah einmal mit einem kinematographischen Zeitraffer (der also Vorgänge, die Tage, Wochen, Monate dauern, in kurze Minuten zusammenrückt), wie Schlinggewächse, als ob sie wissende Wesen wären, emporwuchsen und mit ihren langen Ranken wie mit Armen und Händen in der Luft herumsuchten, geradeswegs auf das in einiger Entfernung und Höhe angebrachte Lattengitter zu. Sie schienen zu wissen, da ist der Halt, den wir brauchen. In der Wirklichkeit unserer Zeit und Wahrnehmung, ohne das moderne Mittel der Technik, ist das ein Vorgang von Tagen und Wochen, und die Ranken scheinen nur einfach zu wachsen, bis sie zufällig an die erste Latte stoßen und sie umschlingen. Über dieser langen Dauer geht uns die Gesamtanschauung und der Sinn des Vor-

gangs verloren. Im Zeitraffer aber sehen wir vermöge der starken Zusammendrängung des Vorgangs und der dadurch möglichen Übersicht ganz deutlich: die Pflanze sucht mit ihren ausgesandten Ranken den Halt, sie ahnt, daß er da ist, und strebt ihm ganz deutlich entgegen. Dabei ist es sehr eindrucksvoll, wie die Ranke dabei im Kreise herumsucht, bis sie ihn endlich findet.

So war es bei Amalie. Sie weiß nun, es ist etwas da, was Halt gibt. Und sie sucht es. Wenn sie auch zunächst in ihrem lehrhaften und tugendhaften Christentum verharret, die *Bibel, das Wort Gottes, ist nun ihr Ziel*. Und wenn man nun ganz genau zusieht, dann merkt man es ihren Äußerungen in den Briefen und Tagebüchern an, wie sie über ihre bisherige Einstellung zum Christentum eben doch hinauskommen möchte. Die Arme ihrer Seele kreisen, wenn auch in weiten Bogen, um die Bibel. —

Wir wissen bereits, sie fängt mit 19 Jahren ihren ersten Schulkursus an. Da gibt sie auch *Religionsunterricht*. Ein Buch legt sie ihm zugrunde: Langes Seelenlehre (!). Wie hält sie es mit der Bibel? In weitem Bogen geht sie darum herum! Aber wir wissen nun, besser als sie selbst, welche innere Bedeutung das hat. Sie schreibt:

„Biblische Geschichten trug ich den Kindern gar nicht vor, weil mir so vieles darin teils anstößig, teils dunkel war. So vermochte ich das nicht über mich. Ich wollte ihnen wenigstens nicht geben, was ich selbst nicht besaß. Vor ihrer Konfirmation teilte ich ihnen die orthodoxe Lehre vom Versöhnungstode Christi mit, fügte jedoch hinzu, wie ich selber sie nicht glaube (!!!), mich aber auch in diesem Punkte noch nicht für reif halte und sie bäte, deshalb ja keine Rücksicht auf mich zu nehmen.“

Die „orthodoxe Lehre“ vom Versöhnungstode Christi — da müssen wir wieder haltmachen. Denn da ist

ja, nächst der Bibel, wieder ein Kernstück, das zweite große Hauptstück unseres evangelischen Christenglaubens, angerührt. Aber ehe wir diesen wichtigen Punkt näher ins Auge fassen, bleiben wir bei der Bibel und wollen sehen, wie hier die innere Entwicklung Amaliens weitergeht.

Ehe wir ihr hier selbst wieder das Wort geben, sei vorausgeschickt, daß diese Äußerungen in einem Briefe an ihren Bruder Gustav stehen, den Theologiestudenten. Sie liebte diesen Bruder innig, und seinem Einfluß ist es wohl zu danken, daß sie in ihrer Stellung zur Schrift vorankommt. Wenn sie freilich überhaupt angefangen hat, jetzt die *Bibel* selbst in ihrem *Schulkursus* doch zu behandeln, dann ist dieser Entschluß wohl nur ihrer eigenen Gewissenhaftigkeit zu verdanken. Sie glaubte, die Bibel ihren Kindern nicht vorenthalten zu dürfen. Und sie wollte sie nun selbst auf diese Weise erst recht kennenlernen. Also nicht bewußtes Heilsverlangen hat sie zur Bibel geführt, sondern die Pflicht der Lehrerin. Sie will dies Buch verstehen, um es ihren *Kindern* erklären zu können. Was sie nun ihrem Bruder über den biblischen Unterricht bei Kindern schreibt, ist sehr beachtlich, vernünftig und hat Hand und Fuß. Ich möchte aber gleich vorhersagen, daß wir es auch nicht überschätzen dürfen. Einmal dürfen wir nicht vergessen: es handelt sich um grundsätzliche Anschauungen für den Unterricht, nicht eigentlich um die christliche Stellung zur Bibel überhaupt. Soweit diese aber, wie das nicht anders sein kann, mit hineinspricht, liegt immer noch die alte Auffassung vom Christentum vor, die wir bei Amalie schon kennen. Die Bibel ist das göttliche *Lehrbuch* für das Christentum. Amalie schreibt:

„In einem Punkte, lieber Gustav, bin ich nicht ganz Deiner Meinung, daß man nämlich den Kindern nur das

Schönste, Erhabenste aus der Schrift vortragen, das Dunkle, Unverständliche aber ihnen ersparen solle. Meine Absicht ist vorläufig (!), den Matthäus ganz mit ihnen durchzunehmen; mit geringen Weglassungen, welche aber mehr solche Stellen betreffen, die ihnen über gewisse Dinge (z. B. Ehebruch und dgl.) zu viel Licht geben könnten, als solche, über die ich sie selbst nicht genügend aufzuklären vermag . . . Du meinst, manche Stellen könnten den jungen Gemütern anstößig werden und gefährliche Zweifel erregen. Das glaube ich allerdings auch, wenn sie sähen, daß man sich ernstlich bemühte, ihnen alles zu deuten und zu erklären. So aber bin ich bei ihnen von dem Grundsatz ausgegangen: Liebe Kinder, die Bibel ist nicht Menschen-, sondern Gottes Werk. Kein Wunder, daß für den kurzsichtigen Menschenverstand manches Rätsel sich darin findet. Kein Mensch vielleicht, geschweige ich, ist imstande, die Heilige Schrift vollständig zu erklären. Alles Grübeln über dunkle Stellen kann uns nichts nützen. Über alles, was uns zu wissen not ist, ist helles, genügendes Licht verbreitet. Daran müssen wir uns halten. Und auf diesen Grundsatz führe ich sie manchmal zurück; immer lieber, als daß ich ihnen gezwungene Erklärungen gäbe, ein Weg, der nach meinem Bedünken am geradesten zu Zweifeln und Unglauben führen müßte . . .

Noch möchte ich Dir eines zu bedenken geben: Glaubst Du nicht, daß das Ansehen der Bibel leicht verlieren könnte in den Augen eines Menschen, der in seinen früheren Jahren nur bekannt gemacht wäre mit einer sorgfältigen Auswahl des Kräftigsten, Ansprechendsten, Verständlichsten, wenn er nun, früher oder später, das Buch selbst in die Hand bekäme? Würde da nicht eben die Sorgfalt, mit der seine Lehrer gewisse Punkte zu berühren vermieden, ihm Verdacht gegen dieselben einflößen? Würde er nicht, nur an das Verständliche gewöhnt, mit Ungestüm alles zu begreifen verlangen und sich bitter getäuscht fühlen, wo er die gesuchte Erklärung nicht fände?" —

Jetzt kommt noch ein sehr wichtiger Satz, der Erkenntnisse vorwegnimmt, die man heute erst in der sog. Religionspädagogik auszusprechen den Mut gefunden hat, und der zugleich eine Forderung enthält, die

jeder, der Bibelunterricht treibt, sehr ernsthaft beherzigen sollte:

„Meine kleinen Zöglinge, soweit ich in ihren Herzen lesen kann, lassen sich auch durch das, was *über* ihrem Gesichtskreis liegt, im geringsten nicht beunruhigen. Aber auch nie fällt es ihnen ein, über irgendeinen besonderen, ihnen unverständlichen Ausdruck zu lachen. Sie wissen, daß mir die Bibel zu heilig ist, als daß ich so etwas ohne ernstliche Mißbilligung leiden könnte. Und sie selbst scheinen schon eine Art von Ehrfurcht für die Heilige Schrift zu empfinden, äußern, wenigstens manchmal, wie lieb ihnen die Stunden sind, da ich ihnen daraus vorlese und mit ihnen darüber spreche.“

Man beachte, wie bei diesen an sich sehr schönen Ausführungen sich gleichwohl noch alles um „verständlich — unverständlich“ in der Bibel dreht. Und zwar denkt Amalie dabei nach ihrer ganzen damaligen Einstellung eben eigentlich nur an die religiös sittlichen oder allgemein lehrhaften Inhalte der Schrift. Ob und inwieweit diese dem kindlichen Verstande zugänglich sind oder nicht, das ist ihr Anliegen. Dieses Verständnis liegt auch dem Satz zugrunde, der in ihren Ausführungen besonders wichtig ist: „Über alles, *was uns zu wissen not ist*, ist helles, genügendes Licht verbreitet; daran müssen wir uns halten.“ Dieser Satz, den Amalie damals irgendwo gelesen haben muß — sie sagt an anderer Stelle selbst, daß sie sich durch Bücher vorbereitete —, drückt ja nichts Geringeres aus als den Grundsatz Luthers für das Bibelverständnis. Nur daß Luther bei dem, „*was uns zu wissen not ist*“, an ganz etwas anderes denkt als vorläufig noch Amalie: nämlich an das Heil in Jesus Christus, genauer an die Rechtfertigung aus Glauben an den für uns gekreuzigten und auferstandenen Christus. Für Amalie aber ist das, „*was uns zu wissen not ist*“, immer noch der Weg der christlichen Tugend.

Wir müssen das deutlich herausarbeiten, weil sonst die große Wandlung, die in ihrem Leben bald eintritt, nicht verständlich, in ihrer Eigenart und Bedeutung und Tiefe nicht klar wird. Darum noch einige Zeugnisse, wie es mit ihrem Christentum *vor* diesem Zeitpunkt bestellt ist. Der Bruder Gustav hat ihr seine erste Predigt, auf einem Dorfe in der Nähe Leipzigs gehalten, geschickt. Die Schwester schreibt:

„Besonders gefiel mir die Wahl des Themas und daß Du gerade das erste Mal die christliche Demut dazu erkoren. Ja mein Bruder, vor allen Tugenden sei *sie* Deine und meine Erwählte! Wir wollen von ihr nicht lassen. Und eben sie wird am deutlichsten bezeugen, daß wir über irdische Gemeinheit erhaben, mit Göttlichem verwandt sind.“

Man beachte: die christliche Tugend, voran die Demut, bekundet die wahre, über das irdisch Gemeine erhabene Menschennatur und stellt ihre Verwandtschaft mit dem Göttlichen sicher. Wir wollen das einstweilen festhalten. Wir brauchen diesen Gedanken noch. Nehmen wir zu diesem Brief wieder eine ungefähr gleichzeitige Tagebucheintragung hinzu. Da heißt es über diese Predigt:

„(Sie war sehr schön —) wenn nur, wenn nur er (Gustav) nicht zum Mystischen hinneigt! Zwar — sind die Mystiker nicht eben der schönsten Begeisterung für das Edle und Gute (also wieder: für die Tugend!) fähig und dabei fröhlich und getrost im Hoffen? Aber ich kann mich doch in ihr Wesen nicht finden! Und gar leicht, denk' ich, wird doch dann auch die Mystik eine Klippe der Tugend (!).“

Der Bruder Gustav war in Wirklichkeit damals viel weiter als Amalie, und was diese „Mystik“ nannte, war eben der wirkliche christliche *Heilsglaube* des Bruders, für den die Schwester noch kein Verständnis hatte, es sei denn dies, daß er zur Tugend befähigt. Aber auch das ist ihr zweifelhaft.

Noch eine Stelle aus dem Briefe an eine Freundin:

„Ich bin fest überzeugt, daß der allweise Lenker unserer Schicksale auch noch andere Wege hat (nämlich als die Ehe), auf denen er uns zu unserer allgemeinen Menschenbestimmung, Gemeinnützigkeit, Ausbildung und daraus entspringender Beseligung entgegenführt. Mein Glaube an die weisen Leitungen Gottes wird immer stärker.“

Hier haben wir ein neues, das letzte Stück, das für das Christentum Amaliens in dieser Zeit bezeichnend ist. „Die weisen Leitungen Gottes“, „der allweise Lenker unserer Schicksale“ — das ist der Vorsehungsglaube! Der Ausdruck war uns ja früher schon einmal begegnet.

Nun ist das Bild der Frömmigkeit Amaliens aus jener Zeit *vor* ihrer Wendung vollständig. Man kann es im wesentlichen mit drei Strichen zeichnen: *Gott — Tugend — Unsterblichkeit*. Und das Ganze eine *Lehre*. Die Bibel das *Lehrbuch* dafür. Durch diesen Glauben beweist der Mensch seine göttliche Würde, zu der er berufen ist. Setzt er diesen Glauben in die Tat um, lebt er danach, dann erreicht er seine allgemeine Menschenbestimmung, dann ist er ein „gemeinnütziges“ Wesen, und dann erlebt er das letzte Ziel des Christentums, das bezeichnenderweise nicht Seligkeit genannt wird, sondern „Beseligung“. Das war der Glaube Amaliens damals. Das war auch der Glaube ihrer Umgebung und ihrer ganzen Zeit. Er war überhaupt, von wenigen, aber wichtigen Ausnahmen abgesehen, der vorherrschende Glaube in den meisten Kreisen Deutschlands. Und *dieses* Christentum nun nennt man das Christentum der *Aufklärung* oder den Rationalismus. Die entsprechende Frömmigkeit ist die rationalistische Frömmigkeit. Gott, Tugend, Unsterblichkeit — das sind ihre Grundwerte. Das war der Zeitgeist. Dies das Erbe ihres

Geistes vom Elternhause her. Diesen rationalistischen Christenglauben fand man damals auf Schritt und Tritt bei den Leuten, meist in höchst langweiliger, trockener, spießbürgerlicher, selbstzufriedener Form, bei Menschen und in Büchern. Man fand ihn aber bisweilen auch beseelt und belebt, als ehrliches Streben und treuherziges Meinen, gepaart mit Wahrhaftigkeit und Ernst. So war es bei Amalie Sieveking. Und sie und ihresgleichen merkten in ihren besten Augenblicken, was die ungezählten Nachbeter des Rationalismus nicht merkten: daß diesem Glauben das Beste, das eigentliche Herzstück, fehlte. Der oft erwähnte Bruder Gustav ist es, an den sie einmal den Satz schreibt — und dabei hat wohl, wie es manchmal bei unserm Briefschreiben vorkommt, mehr der Empfänger die Feder geführt, als der Schreiber —: „*Wie tot doch die bloße Vernunftreligion ist! Wie ungenießbar für die meisten! Und wie kalt sie die Herzen läßt!*“

Alles andere, was nicht unter diese drei Grundwerte des Rationalismus sich fassen ließ: Gott, Tugend, Unsterblichkeit, war diesen Leuten „*Mystik*“, „*Schwärmerie*“. So vor allem der Glaube an unsere Versöhnung mit Gott um des Kreuzes Christi willen. Und so wundert es uns nicht, daß Amalie zu diesem Heiligtum unseres Christenglaubens, von dem aus alle anderen christlichen Überzeugungen erst ihren Sinn erhalten, keinen Zugang findet. Sie entschließt sich, um der Wahrhaftigkeit willen, das dem Bruder ehrlich zu gestehen:

„Ich muß dir nämlich bekennen (o bitte, hab mich darum nicht weniger lieb!), daß ich mir nie den *Glauben an die Versöhnung Christi* nach lutherischer Erklärung und wie Du ihn hast (ich müßte mich denn sehr irren) habe aneignen können. Er will sich bei mir einmal gar nicht anreihen las-

sen an die Vorstellungen von dem Höchsten, durch welche ich ihn sonst am besten zu verehren meine.“

Sie spricht dann weiter davon, daß sie allerdings eine gewisse Unruhe empfinde, sooft sie edlen Leuten begegne, die diesen Glauben haben, — es fehlte auch in dieser dürren Zeit in Hamburg nicht an treuen Zeugen und mannhaften Bekennern — und sagt zum Schluß:

„Vielleicht kommt einmal auch für mich die Stunde, da ich den Sinn jener geheimnisvollen Glaubenslehre werde fassen können. Vielleicht — vielleicht auch nicht. Innere Überzeugung ist mir Bedürfnis. Doch verlange ich dabei nicht, alles in die engen Schranken menschlichen Verstandes einzugrenzen. Nein. Gottlob, so kalt bin ich nicht, daß ich mich nicht zum herzlichen Glauben an etwas über alle menschliche Vernunft Erhabenes sollte erheben können! Nur etwas ihr Widersprechendes weiß ich in mir nicht aufzunehmen.“

Die Worte sprechen für sich selbst. Wir sehen, Amalie ist wiederum bis an die Grenze des Zeitgeistes gestoßen. Und wieder — genau ebenso wie bei der Suche nach einem beruflichen Lebensinhalt — treibt sie ein ganz starkes Gefühl des Unbefriedigtseins. Ihre Zeit wußte ihr *keinen Beruf* zu geben, ihr, der wohl-erzogenen Senatorentochter aus gutem Hause. Und ihre Zeit wußte der nach wirklichem Leben dürstenden Seele auch *keinen Glauben* zu geben, bei dem sie Ruhe gefunden hätte. Sie hat an Gott als die „Vorsehung“, den „weisen Lenker unserer Schicksale“ geglaubt, sie hat diesen Glauben festgehalten, trotzdem sie, wie wir sehen, von Kind an durch den Tod die herbsten Verluste erfuhr, die ein Kind erschüttern und arm machen. Sie hat in Aufrichtigkeit und frühreifer Strenge der Tugend nachgestrebt, vor allem der Liebe und der Demut. Und wir wissen, wie hart ihrer wissenden Selbsterkenntnis dieser Kampf oft war. Sie hat an die Un-

sterblichkeit ehrlich geglaubt, trotzdem schon dieser Glaube die Grenzen menschlichen Verstandes eigentlich überschreitet. Kurz, sie hatte den Glauben der Vorsehung und hat diese hohle Hülle christlicher Überzeugungen von sich aus, mit ihrem ehrlichen, treuen, guten Herzen belebt und versucht, warm und heiß dabei zu werden. Sie hat auch, wenigstens glaubte sie das, „Beseligung“ dabei empfunden. Was sie aber brauchte, war nicht Beseligung, sondern die *Seligkeit* des echten, wirklichen Christenglaubens. Wie sehr sie den Weg der Frömmigkeit der Aufklärung bis zu Ende durchging, das sehen wir deutlich daran, daß sie durch ein sicheres Gefühl geleitet bis zu den beiden Punkten vordrang, wo die Aufklärungsfrömmigkeit keine genügende oder überhaupt keine Antwort mehr geben kann: bis zur *Bibel* und bis zum evangelischen *Versöhnungsglauben*. Gewissenhaft suchte sie an der Hand der Erklärungen, die ihr zugänglich waren, bis zum letzten Sinn der Schrift durchzudringen. Sie fühlte deutlich: es blieben Grenzen, die ihr das Letzte, was die Schrift zu sagen hat, verhüllten. Sie rang in ihrer Verständigkeit mit dem Versöhnungsglauben. Aber sie fühlte und erkannte, wie er ihr ein verschlossenes Heiligtum blieb, zu dem andere den Zugang hatten, nicht sie. So stand sie beide Male vor verschlossenen Toren. Nur Gott selber konnte sie ihr auf tun und die Suchende zur *Gewißheit* führen.

Das Wunder der Gnade

Wir haben Amaliens Leben, ihre innere Entwicklung nach der menschlichen und nach der religiösen Seite bisher nachzuzeichnen versucht. Wenn man einen Blick für das Wesentliche und genug Liebe für seine

Heldin hat, ist das nicht allzu schwer, trotzdem man sich zurechtfinden muß in den fast überreichlichen Selbstzeugnissen in Briefen, Berichten, Tagebüchern. Sie gehen auf und nieder, voran und zurück, sind von den jedesmaligen Ereignissen und von Stimmungen stark beeinflußt. Sie sind eben ein treues Bild ihres Ringens und Suchens. Ein Mensch, der sucht, geht ja nicht gradlinig auf das Verborgene zu. Besonders wenn er eben *nur sucht*, und noch gar nicht recht weiß, *was* er denn eigentlich braucht und will.

Aber nun, wo die *große Wendung* im Leben Amaliens eintritt, wird die Aufgabe der Darstellung schwer, fast unlösbar. Jedenfalls tun wir gut, uns von vornherein der Grenzen des Möglichen bewußt zu sein. Zwar die Selbstzeugnisse in Berichten, Tagebüchern, Briefen hören nicht auf. Die Quelle fließt weiter. Aber eigentliche Quellen, die uns die große Wendung verständlich machen, sind ihre Aufzeichnungen und Äußerungen doch nicht mehr. Denn sie beschreiben den Vorgang nicht so sehr, als sie vielmehr von der großen Erfahrung Zeugnis ablegen. Sie sind allmählich immer mehr von dem neuen Standpunkt aus geschrieben, den sie nun einnimmt. Von einem neuen Standpunkt aus aber hat man eben auch eine neue Sicht. — Überlegen wir die Sache genau, dann wird die hieraus sich ergebende Schwierigkeit der Verständlichmachung des großen Erlebnisses noch begreiflicher. Es kann ja, wenn man auf die Sache blickt, nicht anders sein. Die *Bekehrung* eines Menschen — wir gebrauchen ganz ruhig dieses nicht gerade beliebte Wort; es entspricht der Sache — ist immer ein Eingreifen und Handeln Gottes. Darum, wie alles Tun unseres Gottes, ein *Wunder*. Und zwar — als Christen können wir nicht anders sagen: ein Wunder der *Gnade* Gottes. Gebrauchen wir als

Christen diese beiden Worte: Wunder und Gnade, dann wollen wir eben dies damit sagen: die sonst beobachtbare Verbindung der Tatsachen untereinander, das Gesetz von Ursache und Wirkung hört auf. Der geheimnisvolle Vorgang ist ein Einbruch in den natürlichen Zusammenhang der Dinge. Ein Einbruch von oben her, von Gott. Dieses Geschehen, die Bekehrung, hat weder in den Tatsachen, die vorher bestanden, eine zwingende Voraussetzung, als deren Folge es begriffen werden könnte — es ist also ein *Wunder*. Noch hat es in der sittlichen, bestehenden Grundhaltung des Menschen seine Voraussetzung, so daß es als Erfolg des Strebens, als Verdienst begriffen werden könnte — es ist also *Gnade*. In unserm Falle: So sehr Amalie durch ihre edle, aufrichtige, religiös sittliche Grundhaltung in die Nähe des christlichen Heils vordrang, es hätte so bleiben können, sie hätte die unbefriedigte, *suchende* Seele bleiben können. Es führt kein notwendiger Schritt von da zur *Gewißheit des Heils* und zum wahren Glauben an den Erlöser. Darum sagen alle Christen mit dem großen Diener Jesu Christi: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin!“ Und umgekehrt: Sie hätte auch, wenn sie noch viel weiter abseits von der Wahrheit gestanden hätte, als sie wirklich stand, ja selbst wenn sie ganz unreligiös und sogar eine Feindin des wahren Glaubens an Jesus Christus gewesen wäre, ihre Bekehrung erleben können. Beweis wiederum: Paulus! Aus der Ziellosigkeit ihrer Jugend ist sie selbst durchgebrochen und zu einem tatkräftigen Anschluß an das Leben und seine Aufgaben durchgedrungen. Ein ähnlicher oder gleicher Schritt auf dem Gebiete des *religiösen* Suchens war nicht möglich, ist keinem Menschen möglich. Wir können — so sagt's auch unser Katechismus — „nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an

Jesum Christum, unsern Herrn, glauben oder zu ihm kommen“.

So können wir denn auch, an diesem Punkt des Lebens Amaliens angelangt, nicht mehr erklären, *daß* es geschah, wir können nur beschreiben, *wie* es geschah. Man pflegt, wenn es um die Bekehrung eines Menschen geht, ja zu behaupten: die einen erleben sie plötzlich unter dem Einfluß äußerer Umstände, die anderen allmählich von innen heraus. (Drückt man das Letztere so aus: sie arbeiten sich selbst zu völliger Klarheit durch, oder: sie ringen sich zum völligen Glauben durch, dann ist es *falsch!*). Ob dieses Entweder — Oder richtig ist, weiß ich nicht. Bei Amalie jedenfalls kam deutlich beides zusammen. Sie erlebte jetzt starke äußere Einflüsse, und es arbeitete auf eine ganz neue Weise in ihrem Innern. Und so erlebte sie das Wunder der Gnade zwar deutlich erkennbar zu einer bestimmten Zeit, aber doch nicht plötzlich.

Soviel kann man sagen, daß es *vier Ereignisse* gewesen sind, die jetzt als etwas ganz Neues in Amalie Sievekings Leben traten. Sie verliert einen Menschen, zweimal fallen Bücher mit entscheidendem Inhalt in ihre Hände, und, freilich nur mit einer kurzen, aber sehr entscheidenden Begegnung, tritt ein anderer Mensch in ihren Lebensweg. Das sind die vier Ereignisse „von außen“, ohne die Amalie die große Wendung ihres Lebens nicht erlebt hätte. Schon daraus aber, daß es deren vier sind, erkennen wir, daß die Bekehrung nicht plötzlich kam.

Im Jahre 1817 *stirbt* plötzlich ihr *Bruder Gustav*, der edle, fromme, hoffnungsvolle Theologiestudent. Gerade der Mann also, von dem sie, menschlich gesprochen, die wirkungsvollste Hilfe für ihr religiöses Suchen zu erwarten gehabt hätte, und der ihr ja auch

schon gerade in dieser Beziehung den nachhaltigsten Dienst geleistet hatte, wird ihr genommen. Hier wird ganz offenbar das wunderbare Handeln Gottes. Amalie schreibt:

„So hatte ich nicht bei dem Tod meines Vaters, so lange nicht bei dem Tod meines älteren Bruders empfunden. Dieser tiefe Schmerz wurde ein Wendepunkt für mein inneres Leben.“

„Es gibt Gefühle, die mir zu heilig sind für ein Tagebuch. Wozu auch solche Erinnerung an etwas, was mit unauslöschlichen, brennenden Zügen dem Gemüte eingepägt ist! Ihm nach! Ihm nach!“

Einer Freundin schüttet sie ihr Herz aus:

„O der herrliche, unvergeßliche Junge! Eben aber in der Herrlichkeit seines Lebens, sowie besonders in der Verklärung seiner letzten Stunden, müssen wir Trost suchen in unserm Schmerz um ihn. Sein Wandel auf Erden war wie im Himmel. Darum durfte er so früh schon in das höhere Reich des Vaters eingehen. Sein Dahingehen läßt in meinem Erdenleben eine unausfüllbare Lücke. Aber die Trauer um ihn soll mich heiligen. Immer heller und freundlicher hoff' ich, soll sein holdes Engelsbild mich umstrahlen. Sein Beifallslächeln soll für alles Gute und Schöne mich erwärmen.“

Später, nach einer Unterredung mit einem Freunde des Verstorbenen, schreibt sie:

„Seinen nächsten Freunden sage ich das: was er der Welt versprach und nicht halten konnte, sie müssen es zu leisten suchen, auf daß sein Geist auch für die Erde nicht ganz untergegangen sei. Ein schöner, heiliger Bund schließe sich über seinem Grabe. Ich möchte allen die Hände reichen, die seinem Herzen nahestanden, und sie auffordern, an diesem Bunde teilzunehmen. Hinauf, hinauf!“

Am liebsten würden wir diese ergreifenden Zeugnisse des tieferschütterten Schwesternherzens nur einfach teilnehmend auf uns wirken lassen. Und doch dürfen wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß sich bei aufmerksamem Lesen noch nichts findet, was

auf den Vollzug der großen Wandlung hindeutet. Ja es scheint, als sei die Wirkung des herben Verlustes vorerst nur die, daß Amalie ihr christliches Tugendstreben nun auch als Auftrag und Vermächtnis des heimgegangenen Bruders auffaßt und so eine neue nachhaltige Stärkung nach dieser Richtung hin erfahren hat. Und doch ahnt sie, wir sehen es deutlich, daß sie viel mehr erfahren hat: „eine Wendung für ihr inneres Leben“. Sagen wir richtiger: sie ahnt es voraus. Und jedenfalls steht auch jetzt das Bewußtsein der Ewigkeit mit ganz anderer Kraft vor ihr als früher.

Wir verstehen es gut, daß Amalie jetzt endlich wiederholten Bitten nachgibt und sich zu einer Reise nach England zu ihrem ältesten Bruder entschließt. Sie macht sich also von ihrem ersten Schulkursus los, und der Aufenthalt bei dem Bruder hat neun Wochen gedauert. Nur Liebe kann wirklich trösten. Und am besten eine Liebe, die in der gleichen Not steht. Das hat Amalie in London reichlich erfahren. Die neuen, starken und stets wechselnden Eindrücke taten das ihrige dazu. Und doch sagen *wir*, deren Auge viel Wesentlicheres sucht als die wohltätige Beruhigung des erlebten Schmerzes: sie hat diese ganze neunwöchige Reise übers Meer in das fremde Land machen müssen, damit ihr ein Buch in die Hände käme, durch das Gott das Wunder der Gnade weiter in ihr tun wollte. Und das war „*Die Nachfolge Christi*“ von *Thomas von Kempen*. Der Bruder gab's ihr in die Hand. Amalie gehörte zu den Menschen, denen, wie sie selbst einmal sagt, „keine andere Geistesnahrung zusagt, als eine ganz einfache, die sich ohne weitere künstliche Verarbeitung gleich in Saft und Kraft verwandelt. Scharfsinnige Spekulationen sind nicht für mich.“ Und gerade von der Art ist das Buch jenes frommen nieder-

deutschen Augustinerpriesters, der zwölf Jahre vor Luthers Geburt im hohen Alter von 91 Jahren starb. Hier wird dem Hochmut des Wissens die „Niedrigkeit“ und das Einfältigwerden empfohlen. Alle Erkenntnis hat zur Voraussetzung, so lehrt der erfahrene Seelsorger seiner Mönche, daß man sein ganzes Leben Christus angleicht. In klarer, bewegter Sprache wird, häufig in ganz einfachen Merksätzen, das Wesen wahrer Frömmigkeit gerade auch Laien verständlich beschrieben. Das Buch zeigt und entwickelt weniger das Ziel allen Christenglaubens, als daß es zu ihm seelsorgerlich wissend hinleitet. Wir begreifen nun leicht, wie das gerade das Buch war, das Amalie jetzt brauchte. Im November des Jahres 1817, nach der Reise, lesen wir in ihrem Tagebuch:

„Ein herrliches Buch, die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis — sobald man nur den wahren Geist zu fassen versteht. Demütigend und erhebend, tröstend und heiligend, so hat es sich mir bewiesen und soll's noch ferner!“

Aus anderen Zeugnissen entnehmen wir, daß es ihr so lieb und so wichtig wurde wie die Bibel selbst. Auch fand sie sich dadurch eben immer aufs neue an das Evangelium selbst verwiesen. So wurde ihr dies Buch, trotzdem auch dieses noch nicht ihr das Letzte zu geben vermochte, durch Gottes Führung wichtiger als aller Trost der Liebe und alle Ablenkung in dem fremden Lande. Denn durch dieses Buch arbeitete — nicht zum ersten Male, seit es geschrieben wurde — der Geist Gottes und pflügte ein Neues in ihrem Herzen.

Das nächste „Buch“, das ihr in die Hände fiel, umfaßt in Kleinoktav gerade acht Seiten. Es war überhaupt kein selbständiges Buch, sondern „nur“ die Einleitung zu einem anderen Buch. Und doch ist von diesen acht Seiten wohl die nachhaltigste und entschei-

dendste Wirkung auf Amalie ausgegangen. Durch sie hat sie das Wunder der Gnade erlebt. Niemand, kein Bote Gottes, gab ihr diese acht Seiten. Sie fand sie selbst. Es ist *August Hermann Franckes* „Kurzer Unterricht, wie man die Heilige Schrift zu seiner wahren Erbauung lesen soll.“ Hören wir Amalie selbst, wie sie später ihren Schülerinnen von der großen Stunde berichtet:

„Ich sagte, seit dem Tode Gustavs sei eine Veränderung in meinem Innern vorgegangen. Und ich will jetzt näher bezeichnen, wie ich zur wahren Erkenntnis gelangt. Beim Beginn meines zweiten Schulkursus empfand ich die Notwendigkeit, den Kindern im Religionsunterricht mehr zu geben, als ich bisher getan. Durch *Thomas a Kempis* darauf geleitet, die Bibel selbst zur Hand zu nehmen, suchte ich nach Erklärungen derselben und griff nach allem, was ich fand, wie den Erklärungen der Sonntagsevangelien und Episteln von Stolz oder anderen von Niemeyer und Bleß, welche jedoch im rationalistischen Sinn abgefaßt waren. Endlich fiel mir eine Anweisung, wie man die Bibel lesen müsse, in *August Hermann Franckes* Vorrede zu derselben in die Hände, worin er vorschreibt, man solle die Bibelstellen untereinander vergleichen und alles Gelesene in Gebet und Anwendung auf sich selber verwandeln. Da legte ich alle Bücher weg und machte mich allein an die Bibel. Und der Herr ließ sich finden von mir. Ich kann also mit Wahrheit behaupten, daß *mein Glaube sich nicht auf menschliche Autorität, sondern bloß auf den Herrn gründet*. Ich stand sehr allein, da es dem ganzen Kreise, in welchem ich lebte, wie auch meiner verehrten Pflegemutter, an eigentlich evangelischer Erkenntnis gebrach. Einige Zweifel blieben mir anfangs noch übrig über die Versöhnungslehre. Doch wurden sie mir später auch gelöst.“

Also auch Francke mit seinen acht Seiten war noch ein Führer, aber der entscheidende. Die eigentliche Wendung, das Wunder der Gnade, kam Amalie durch die Schrift selbst. Sie lernte die Bibel nicht mehr als ein göttliches Lehrbuch lesen über Vorsehung, Tugend und Unsterblichkeit, sondern so, daß hier Gott unmit-

telbar zu ihr selber sprach. Sie lernte Gottes Wort hören. *Nun war sie der Mensch, der den Ruf vernommen!* Denn als sie den Ruf hörte, da kam sie gern und willig. Sie war ja in ihrer suchenden Seele längst bereit dazu, wenn sie den Ruf nur gehört hätte! Daß sie ihn aus der *Bibel* vernahm, dazu half ihr durch Gottes Führung August Hermann Francke.

Der Zugang zur Bibel ist nun da. Nur das letzte Heiligtum ist ihr noch verschlossen: das Kreuz Jesu Christi. Der Schlüssel, den sie immer wieder versucht, der Verstand, schließt nicht. Und nun schickt ihr Gott einen lebendigen Menschen, kein Buch, in den Weg, der sie auch in dieses heiligste Geheimnis unseres Christenglaubens hineinführen darf. Das ist jener junge Theologe, *Johann Wilhelm Rautenberg* mit Namen, der Freund ihres verstorbenen Bruders Gustav. Sie wendet sich mit ihren Zweifeln unmittelbar an ihn. Aber darüber müssen wir wieder sie selbst hören:

„Ich war im Glauben ungewiß, ich fühlte das Bedürfnis, über die lange von mir für Torheit gehaltene Versöhnungslehre aufs Reine zu kommen. Da faßte ich den gesegneten Entschluß, einmal bei R. Antwort auf alle meine Zweifel nachzusuchen. Und nun ist er bei mir gewesen, und ich habe ihm alles frei herausgesagt, was mir auf dem Herzen lag. Er hat mir darauf mit großer Wärme viel Köstliches erwidert, das, so scheint es mir, einen neuen Sinn in mir erschließt und mich Gott und Christo, der mir nun auch ganz Gott ist, viel näher bringt. Es bleibt mir noch viel zu fragen und zu hören. Aber er hat auch versprochen, bald wieder zu kommen. Und nun sieht mein Geist mit herzlichem Verlangen neuen, beseligenden Aufschlüssen entgegen. So sollt' ich doch noch einmal zu dem festen, kindlichen Glauben an die trostreiche Versöhnungslehre kommen! O mein Gott, du erweistest dich sehr gnädig an mir, daß du mich also mit sanfter Gewalt zu dir ziehst! Ach, wie mir graut, wenn ich denke, daß ich je wieder von dir lassen könnte!“

Auch über den zweiten Besuch Rautenbergs wollen wir noch Amalie selbst hören. Denn diese Äußerung ist sehr bezeichnend für sie. Wir sehen, daß sie sich nicht mit einem Male gefangen gibt. Und das gerade macht uns sicher, daß ihre Bekehrung nicht einfach ein Umfall ihres Gemütes oder ihres Verstandes gewesen ist. Sie erkennt das Neue, das da in ihr Leben einbricht, will es aber nicht anders als in voller Wahrfähigkeit sich aneignen.

„Mit *Rautenberg* habe ich eine zweite religiöse Unterhaltung gehabt. In einzelnen Punkten war sie mir nicht ganz so befriedigend wie die erste. Aber ich muß, was er mir sagt, auch noch erst in mir verarbeiten. Gar vieles hat er mir doch gegeben, daraus sich große Freudigkeit und frischer Mut zum Vorwärtsgehen schöpfen läßt. Habe ich nicht vor allem meinen Erlöser und Versöhner viel eigener als sonst?“

Wie es nun mit Amaliens Glaubensleben weiter und innerlich immer mehr voranging, nachdem der große Durchbruch geschehen war, dafür nur noch einige wenige Zeugnisse. Ihr Tagebuch berichtet:

„Mein inneres Leben hat einen mächtigen Anstoß gewonnen. Der Nachklang jener Unterredungen mit R. lebt noch bei mir fort. Er ist verstärkt worden durch die Lesung vieler köstlicher Schriften, die mir, wie mich dünkt, die Tore des himmlischen Reichs immer weiter geöffnet!“

Vom Versöhnungsglauben kann sie nun bekennen:

„O dieser holde, freundliche Glaube! Ja ich fühl's, er wird sich mir immer fester und fester ins Herz legen; er wird sich auch mir immer mehr und mehr beweisen als eine Kraft Gottes, selig zu machen.“

Was an diesen Äußerungen so echt und urgesund ist, das ist dies: sie faßt die große Wende ihres Lebens nicht als etwas Einmaliges, Abgeschlossenes auf, sondern als etwas Wirkendes, als eine Kraft zu leben und zu handeln, als etwas, was wächst und reift und sich

immer mehr vollendet. Und so bleibt es ihr ganzes Leben lang. Ihr Glaube ist und bleibt ihr durch Gottes Gnade ein fester Besitz. Und doch bleibt sie „immer im Werden“, wie Luther sagt.

Gemeinschaft und Kampf.

Am Ziel und unterwegs

Amalie hat die entscheidenden Kämpfe ihrer Jugend einsam durchgekämpft und ausgekämpft. Innere Not, Seelenkampf vereinsamt immer. Von Amalie wissen wir überdies, daß sie überhaupt den Anschluß an Gemeinschaft sehr schwer fand. Gerade das wird nun anders. Es ist wiederum ein Zeichen dafür, wie ihr Glaube ganz gesund und natürlich und alles andere als verstiegene Schwärmerei ist, daß sie nun ganz anders als vorher Gemeinschaft sucht oder vielmehr, da sie dieselbe ja schon vorher hätte haben können, auf diese eingeht. Sie findet nun, namentlich durch *Rautenberg* und den geistvollen reformierten Pfarrer *Merle d'Aubigné* (von der französischen Gemeinde in Hamburg), aber auch durch andere, Anschluß an die Kreise erweckter Christen, die es damals auch in Hamburg schon gab. Schon seit 1814 gab es eine *Hamburgisch-Altonaische Bibelgesellschaft*. Bei ihrer Gründung waren englische Einflüsse stark beteiligt. 1820 wurde eine *Niedersächsische Traktatgesellschaft* gegründet, die sich die Verbreitung von christlichen Erbauungsschriften angelegen sein ließ. Rautenberg und Merle d'Aubigné, welche die Bewegung vor allem trugen, hatten eine doch ziemlich große Laiengemeinde hinter sich. Unter ihnen ragten *Friedrich Perthes*, *Martin Hudtwalcker* und andere besonders hervor. Voll Freude begrüßt Amalie diesen neuen guten „Zeitgeist“:

„Es ist doch eine eigene, gewaltige Sache um den Zeitgeist. Wie er sich in den letzten Jahren so mächtig und gleichsam vor unsern Augen umgewandelt hat! Manche der älteren Leute sehen ihm mit Befremden zu und können sich nicht in ihn finden. Mir ist er sehr lieb, und ich danke Gott für seinen wohlthätigen Einfluß. Die Predigt des Glaubens hat unter ihm wieder Stärke gewonnen, die Predigt des Glaubens in Einfachheit und Kraft. Aber wir müssen, glaub ich, wohl darauf achten, daß das Gute in uns nicht bloß Frucht des Zeitgeistes sei. Der Heilige Geist Gottes ist doch ein unendlich höherer als der Zeitgeist.“

Wir sehen, Amalie weiß wohl zu unterscheiden, woher sie ihr neues Glaubensleben hat und woher nicht. Aber jetzt ist uns das Wesentliche, festzustellen, daß Amalies Natur nun von der Scheu und Hemmung andern Menschen gegenüber endlich erlöst ist zur Freiheit und Unbefangenheit in der Gemeinschaft. Voll Glück über diese Entdeckung hat sie einmal einer alten Vertrauten geschrieben:

„Die liebste Erholung ist mir die Unterhaltung mit gleichgesinnten Freunden. Auch die wenn schon vorübergehenden Bekanntschaften mit interessanten Fremden machen mir viel Freude. Weißt du dich wohl noch zu erinnern, wie ängstlich, scheu und blöde ich sonst vor Menschen war? Diese peinliche Empfindung kenne ich jetzt gegen niemanden mehr und glaube, auch allenfalls mit Königen unbefangen reden zu können. Solchen aber, die ich mit mir eins weiß in dem, was für mich zur Hauptsache geworden, kann ich mich mit Leichtigkeit nähern. Ich habe mir es zum Grundsatz gemacht, mich nie mit leeren Förmlichkeiten, mit leeren Redensarten aufzuhalten. Ich gehe vielmehr gleich darauf aus, mir bei den Leuten etwas zu holen für Geist und Herz. Auf diese Weise habe ich schon manchem Menschen, den ich nur einige flüchtige Stunden sah und vielleicht hiernieden nie wiedersehe, einen reichen Gewinn für Zeit und Ewigkeit zu verdanken. Die Aussicht auf den Himmel ist mir aber unter anderm auch darum so lieb und schön, weil ich dort mit Zuversicht die Fortsetzung aller dieser Verbindungen erwarte zu immer näherer und seligerer Gemeinschaft. So steht mir

bei jedem Scheiden das Wiedersehen schon so lebendig vor Augen, daß Raum und Zeit fast verschwinden und ich das einmal geknüpft Band kaum als abgebrochen betrachten kann.“

So hat sie im Jahre 1824 auch *Goßners* Bekanntschaft gemacht. Er lebte damals kurze Zeit in Altona. Von Rußland war er gerade vertrieben worden. Sie beschreibt ihn so:

„Man fühlt sich in seiner Nähe wie in einem Heiligtum, auch wenn er nicht spricht. In gemischter Gesellschaft spricht er wenig und scheint oft verschlossen. Ein müßiges Hin- und Hersprechen liebt er selbst über geistliche Dinge nicht. Aber wo er merkt, daß es dem Menschen wirklich um geistliche Nahrung zu tun ist, dann kann niemand mehr bereit sein, sich mitzuteilen, als er. Manchen Aufschluß in der Heiligen Schrift habe ich ihm zu danken . . . Er ist ein Mann von etwa 50 (das war aufs Jahr richtig geschätzt!); nie kam mir bisher jemand vor, bei dem die Persönlichkeit so zurücktritt wie bei ihm, und der zugleich so wenig der Persönlichkeit anderer schmeichelt.“

Amalie hat ihm den Plan, der sie damals sehr bewegte, eine barmherzige Schwesternschaft zu gründen, vorgetragen, fand sich von ihm darin gestärkt, doch auch zu ernster Selbstprüfung und zum einstweiligen Warten gemahnt. Der Seelsorger entdeckte ihr, wie sie hier doch noch nicht ganz frei von dem Suchen eigener Ehre sei. Sie nahm es an und sagt dazu:

„Je höher er mir mein Ziel gesteckt, desto mehr hat er auch meinen Eifer entflammt, danach zu ringen. Ehegestern, in der ernsten Stunde des Abschieds, bin ich kniend von ihm zu meinem künftigen Berufe geweiht und gesegnet. Und in seine Hand habe ich das Gelübde der Treue abgelegt.“

Über den Berliner Professor der Kirchengeschichte *August Neander*, der einmal nach Hamburg kam, hat sie sich ähnlich geäußert wie über *Goßner*.

„Was ich bei *Neander* gefunden, das, gerade das finde ich bei keinem meiner hiesigen Freunde . . . Seine tiefenste,

das eigene Nachdenken so gewaltig anregende und dabei so einfältig schlichte Unterhaltung hatte einen ganz eigenen Reiz für mich.“

Neander forderte sie zu einem Briefwechsel auf. Aber Amalie hat keinen Gebrauch davon gemacht. Doch hat sie ihn später in Berlin auch einmal besucht.

Und so wurde der Kreis von Amaliens Bekannten und Freunden immer weiter und größer. Sie lebt in einer großen Gemeinschaft, und wir wissen bereits, daß diese durch Trennung und Auseinandergehen für sie nicht aufhörte, Gemeinschaft zu sein. Ganz besonders hat sich diese Gemeinschaft für sie vergrößert, nachdem erst ihr *Armen- und Krankenverein* ins Leben getreten war und sich bewährt hatte. Durch diesen Verein und seine Einrichtungen wurde sie in Deutschland und darüber hinaus eine bekannte und berühmte Persönlichkeit. Und dieses Werk, von dem wir ja noch reden müssen, brachte ihr auch eine königliche Bekanntschaft, die zu einer lebenslangen wirklichen Freundschaft wurde: die Kronprinzessin und nachmalige Königin Karoline Amalie von Dänemark. War das Kind einstmals so traurig gewesen, daß niemand „liebes Malchen“ zu ihr sagte und niemand sie liebe, so erfüllte sich an ihr später das Gothewort reichlich: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Nun war sie geachtet von vielen, geliebt von Tausenden. Freilich: auch sie hatte die rechte Liebe erst lernen müssen.

In einen großen Gemeinschaftskreis kam sie auch hinein durch ihr erstes Buch: „Betrachtungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift“. Sie hat es mit 29 Jahren geschrieben. Und man sieht hier deutlich, wie sie die Anweisung ihres genialen Lehrmeisters August Hermann Francke verstanden und angewandt hat.

Das 400 Seiten starke Buch war ohne den Namen erschienen. Begreifliche Scheu eines jungen weiblichen Wesens, das wohl weiß, wie „weit sie sich aus ihrem Kreise herauswagt“. Trotzdem wurde die Verfasserin bald erraten. Das Buch gewann ihr wertvolle Freunde von Rang: *Claus Harms*, der bekannte Kieler Erweckungsprediger und Kämpfer gegen den Rationalismus, *Karl v. Raumer*, der berühmte Pädagog und Naturforscher, zuletzt in Erlangen, endlich der damals viel beachtete Frankfurter Senator *Johann Friedrich von Meyer* — er hatte selbst eine verbesserte Lutherbibel mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben —, der ihr Buch in einer theologischen Zeitschrift sehr wohlwollend besprach. Auch ihr Freund, der Lübecker reformierte Prediger *Johannes Geibel*, Vater unseres Dichters Emanuel Geibel, hat sich nach dem Erscheinen ihres Buches öffentlich auf ihre Seite gestellt.

Öffentlich auf ihre Seite gestellt — war das denn nötig? O ja, denn viele waren, als die Verfasserin bekannt wurde, einfach entsetzt. Und das waren nicht nur bestimmte, in den Anschauungen von gestern und vorgestern befangene Hamburger Bürgerkreise, die nun nichts Eiligeres zu tun hatten, als ihre Kinder von der Schule einer so entweiblichten Person, die schriftstellerte, fernzuhalten, sondern auch Theologen. In der von dem bekannten und wegen seiner Schroffheit berühmten Theologieprofessor *Hengstenberg* (Berlin) geleiteten Kirchenzeitung ward Amalie besonders scharf angegriffen. Vor allem aber wurde sie in Hamburg selbst nun in den Kampf der Parteien hineingerissen. Es standen sich dort gegenüber die *Rationalisten* alten Schlages und die *Erweckten*, von ihren Gegnern „*Mytiker*“ genannt. Es ist ein trauriges Verhängnis, daß kirchliche Kämpfe oft so besonders häßliche, gehässige

Formen annehmen und in persönlichen Verdächtigungen, ja Beschimpfungen ausarten. Dabei war es noch milde, wenn Amalie nun vielen als „halb verrückt“ galt. Lesen wir, was Amalie an den eben erwähnten Frankfurter Senator *von Meyer* schreibt:

„In welchem Geiste jetzt schon über mich geurteilt wird, das mögen Sie daraus abnehmen, daß der Herausgeber einer unserer öffentlichen Blätter schon vor mehreren Monaten für nötig erachtet hat, vor der neuen Jesusbraut hiesigen Ortes zu warnen, die in Rapport mit ihrem jesuitischen Freunde — (gemeint ist wahrscheinlich Goßner, der beim Zusammenreffen mit Amalie noch nicht aus der katholischen Kirche ausgetreten, aber auf dem Jesuitenkollegium gewesen war) — junge Frauenzimmer zu ihrem mystischen Unsinn zu verführen sucht.“

Später — Amalie war damals schon 55 Jahre — ist sie auch mit dem Leiter der *freireligiösen Gemeinde* in Hamburg. Weigelt, in einen Kampf verwickelt gewesen. Amalie hatte in dem 16. Jahresbericht ihres Vereins ein deutliches Wort gegen den freidenkerischen Atheismus gesagt und lehnte das Ansinnen Weigelts zum Widerruf entschieden ab. So kam es zu einer literarischen Fehde zwischen den beiden, die aber weiter keine Folgen hatte.

Indem wir uns anschicken, dieses Kapitel über die Christin Amalie Sieveking zu schließen, haben wir aber doch noch zu fragen: „Wie sieht es an ihrem Lebensende mit ihrem *Glauben* aus, und welches war eigentlich ihre *Stellung zur Kirche*?“

In ihrem letzten Buche „Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift“ legt Amalie noch einmal ein schönes Bekenntnis ihres Glaubens in lichtvoller Klarheit ab:

„In allem, was ich glaube, suche ich mich zu begründen in der Heiligen Schrift. Aber über die Heilige Schrift hin-

aus will ich nicht. Nach menschlichen Systemen frag' ich wenig. Und da mag es denn wohl kommen, daß, während einige über die Strenge meines Dogmas sich beschwerten, die anderen allerlei ketzerischer Lehren mich beschuldigen. Die aber das Wort Gottes hochhalten als den Quell des ewigen Lebens, woraus die Erkenntnis göttlicher Wahrheit fließt, die Jesum Christum liebhaben als den wahrhaftigen Sohn Gottes, der in unendlicher Huld herabgestiegen auf unsere arme Erde, uns zu versöhnen mit Gott, die mit sehnsüchtigem Verlangen danach trachten, zu wachsen in der Heiligung und ihr Erdenleben sich verklären zu lassen, die meine ich, werden den Schwesternamen mir nicht versagen, zu welcher äußeren Kirche sie immer gehören."

Hier spricht Amalie mit wünschenswerter Klarheit unsere evangelischen christlichen Grundwahrheiten aus: die Bibel ist Gottes Wort und die *alleinige* Quelle unseres Glaubens. Dieser aber hat sein Herzstück in unserer Versöhnung durch Christus. Er beweist sich in der Heiligung unseres Lebens. Wir können bei dieser echt evangelischen Grundeinstellung darauf verzichten, im einzelnen ein Bild ihrer Glaubensgedanken zu entwerfen. Nur auf eine von ihr leidenschaftlich bis zuletzt festgehaltene Glaubensüberzeugung sei noch besonders hingewiesen: ihre Ablehnung der Lehre von der ewigen Verwerfung und ihre Behauptung von der endlichen Errettung aller Menschen.

„Ich begreife nicht, wie die Anhänger dieser Lehre, unter ihnen so viele fromme und sonst klarblickende Menschen, damit ihre Ansichten von der höchsten Gerechtigkeit und der allmächtigen Liebe zu reimen vermögen! . . . Nun, bis zu meinem letzten Atemzuge werde ich mich mit aller Kraft gegen eine Ansicht der Dinge auflehnen, welche in meinen Augen zur Gotteslästerung führt . . . Ich erblicke in dem Leben eines jeden Sterblichen einen großen Erziehungsplan, dessen erste Anfänge nur in den Zeitraum zwischen seiner Wiege und seinem Grabe fallen, dessen ganze Entwicklung aber langer Ewigkeiten bedarf,“

Amalie nahm von dieser Gewißheit her den Mut und die Freude, auch an den Allerversunkensten und Verkommensten in Liebe zu arbeiten. Und auch bei völliger Erfolglosigkeit, ja feindlicher Abwehr, vertraute sie fröhlich und getrost darauf, daß gleichwohl ihr Dienst zur ewigen Seligkeit dieser Ärmsten helfen müsse. Niemand kann anders als achtungsvoll vor einer solchen Überzeugung stillestehen, besonders wenn sie mit der Tat verbunden wird, wie bei Amalie. Und doch müssen wir — ohne Rechthaberei und ohne fremden Glauben richten zu wollen — darauf hinweisen, daß hier mindestens der Boden der Bibel verlassen ist. Maßgebend ist uns natürlich Christus selbst. Er kennt ein ganz ernstes „Zu spät“ für den Menschen, wie für ein ganzes Volk, wenn ihnen die Botschaft nahegebracht worden ist. Und wir haben kein Recht, dieses „Zu spät“ nur auf dieses Leben, das wir jetzt haben, einzuschränken und stillschweigend noch andere Leben möglicher Entscheidung, von denen der heilige Mund uns nichts gesagt hat, von uns aus hinzunehmen. Freilich, für unser Verstehen und Begreifen bleibt die Endgültigkeit der Trennung von Gott ein ebensolches Rätsel wie unsere Versöhnung.

Noch eine Frage sind wir gerade heute gedrängt, Amalie vorzulegen, ehe wir sie aus dem „Glaubensexamen“ entlassen. „Wie stehst du zu deiner Kirche?“ Aus ihrer Antwort können wir viel lernen, obwohl oder gerade weil sie uns zunächst doch recht überraschend kommt. Wir haben gesehen, wie Amalie nach ihrer Bekehrung willentlich Gemeinschaft suchte und auch eine große Gemeinschaft fand. Es waren alle die, die gleich ihr im Widerspruch und Gegensatz zu dem religiösen Zeitgeist zu einem lebendigen biblischen Christusglauben gekommen waren. Diese Gemeinschaft

mußte für ihr Denken die wahre Kirche Jesu Christi auf Erden darstellen. Zu dem, was man so die organisierte Kirche nennt, hatte, fand und wollte sie auch keinen besonderen Zugang. Denn hier herrschte eben das halbe, unentschlossene, unlebendige Christentum mit seinem dürftigen, toten Vernunftglauben, langweilig, ohne Schwung, ohne Saft und ohne Kraft, dabei herrschsüchtig, überheblich, kleinlich, dünkelhaft. *Diese* Kirche hatte wirklich lebendigen Christen *nichts* mehr zu sagen oder zu bieten, es sei denn — Ärgernis. Und dazu bot der Kirchenkampf der damaligen Zeit reichlich Anlaß. So machte denn Amalie Sieveking von ihrer Zugehörigkeit zu ihrer Hamburger lutherischen Kirche sehr wenig Gebrauch. Sie hatte mehr an ihrer „Gemeinschaft der Gläubigen“. Sehen wir uns nun den Kreis der wirklichen Lebensgemeinschaft und Glaubensgemeinschaft, in dem sie mitten darin stand, die Lebenden und die Toten, die Nahen und die Fernen — wir haben ja schon gehört, daß für Amaliens Begriff von Gemeinschaft Zeit und Raum keine Rolle spielten — genauer an! Was waren das für Leute? *August Hermann Francke* gehörte zum Luthertum, *Rautenberg* desgleichen; *Merle d'Aubigné* und *Geibel* waren reformiert; *Goßner* war, als Amalie ihn kennenlernte, noch katholisch. *Thomas a Kempis* natürlich auch. Und dann hatte sie noch einen „Herzensheiligen“ in der katholischen Kirche: *Vinzenz a Paulo*. Das war ein Priester, der etwa zur Zeit des 30jährigen Krieges in Frankreich lebte und wirkte. Nach mancherlei abenteuerlichen Schicksalen — er war in der Jugend von Seeräubern nach Tunis verschleppt worden — hat er sich in seiner Heimat besonders der christlichen Liebestätigkeit gewidmet. Armen, Kranken, Unglücklichen, der Landbevölkerung, Findelkindern, Galeerensklaven

galt in besonderer Weise sein Dienst. So verwischten sich für Amalie die Grenzen geschichtlichen Kirchentums. Ihre Gemeinschaft aller Gläubigen fand sie in *allen* Konfessionskirchen.

So wird jeder lebendige Christ auch denken und fühlen. Und doch hätte Amalie mit einer solchen Einstellung nicht Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit gegenüber der Heimatkirche verbinden sollen. Was soll werden, wenn gerade die besten Glieder sich abschließen und sich ihrer Aufgabe in der Kirche entziehen?! Wir sind und bleiben als Gemeinde Jesu zu unbedingter Treue gegenüber der Kirche aufgerufen. die unsere Kirche ist, auch, ja gerade dann, wenn diese Kirche Not leidet, irrt und ihre wahre Aufgabe verliert. Andererseits aber gibt die *Erweckungsbewegung*, in der Amalie mitten darin steht, *der Kirche eine ernste Lehre für alle Zeiten*. Sobald eine Kirche in ödem, trockenem, geistlosem Verwaltungsmechanismus erstarrt, die Gemeinde nicht mehr zum Wort Gottes und zu dem gekreuzigten und erhöhten Christus heranzuführt, sobald sie auch dem christlichen Glauben ihrer Glieder, der doch in jedem einzelnen durch Gottes Wahl und Gnade gewirkt ist und in seiner Gesamtheit eine ungeheure Tat- und Willenskraft darstellt, keine Ziele und Aufgaben mehr zu geben hat, — dann hat sie ihr eigenes Todesurteil gesprochen.

Das Werk

Wünsche und Pläne · Aber kein Ruf!

Wir greifen noch einmal zurück. Wir kennen die Not der *Jugend* Amaliens. *Sie hat nichts zu tun*. Und daß sie nicht zur Ehe bestimmt sei, wird ihr langsam

immer klarer. Anfangs spricht sie wohl noch mit einigem Humor davon, daß sie sich altjüngferlich vorkomme, ja daß sie wohl eine alte Jungfer werden würde. Aber man fühlt, in den Humor mischt sich bald Wehmut, bald Bitterkeit. Nun konnte es gar nicht ausbleiben, daß sie sich die alten Jungfern in ihrer Umgebung und in ihrem Bekanntenkreise ansah. Und da packte sie einfach Entsetzen! Karikaturen von Menschen! Die eine besaß kein Mädchen und brachte den ganzen Tag mit der Bereitung ihres kleinen Mahles zu. Eine andere sprach sehr viel, konnte aber nichts sagen, wobei ihr Ich nicht beteiligt war, und stellte alles, was ihr begegnete, auch das Geringfügigste, als etwas Wunderbares und Außerordentliches dar. Zwei andere, die bei einer alten Dame lebten, schienen nur in jeder Äußerung deren Echo zu sein. „So werde auch ich einmal!“ mußte ihr erster Gedanke sein. „Um keinen Preis der Welt!“ mußte ihr zweiter und letzter Gedanke sein. Und wie ein solches erbarmungswertes Alter in der Jugend anfang, nun das hatte Amalie an sich selbst schon leidvoll genug erlebt. Sie sah es bei ihren Altersgenossinnen in der guten Gesellschaft auf Schritt und Tritt! So fühlt sie ihre eigene Not als *Not ihres Geschlechtes*. Nicht nur sie selbst tut sich leid, alle ihre Geschlechtsgenossinnen tun ihr leid! Sie fühlen in Oberflächlichkeit und Stumpfheit ihre Not wohl gar nicht so. Aber Amalie fühlt sie für sie mit. In irgendeinem Sinn ist das ein stellvertretendes Leiden. Und stellvertretend empfundene Not wird immer, wenn sie nur tief genug empfunden wird, fruchtbar, schöpferisch! So denkt sie, sie ist damals 25 Jahre alt, über die *Bestimmung der Frau* nach. Wo kann man darüber etwas hören oder lesen? Bei den Dichtern, in den Romanen. Aber da ist es doch immer und immer

nur das Glück der Ehe, welches als Bestimmung der Frau gezeigt wird. Auch die Erzieher der damaligen Zeit, etwa *Campe*, der berühmte Verfasser des *Robinson* und anderer Erziehungsschriften, wissen nichts anderes. Amalie sagt: „Nein! Das kann nicht die Bestimmung aller Mädchen sein!“ Und sie sagt dieses Nein so bestimmt, weil sie selbst beteiligt ist.

„Nun las ich um diese Zeit ein kleines französisches Buch, worin viel von den *Barmherzigen Schwesternschaften* unter den *Katholiken* die Rede war. Und es erwachte in mir der Wunsch, einst eine solche Schwesternschaft in der *protestantischen* Kirche stiften zu können.“

So berichtet Amalie ihren Schülerinnen später. In ihrem Tagebuche aber stehen im Jahre 1819 die Sätze:

„Hat Gott nicht für seine verschiedenen Geschöpfe verschiedene Berufe? Und hat nicht jeder seine Freuden? Sollte mir in dem meinigen nicht auch Ersatz werden können für anderweitige Entbehrungen? Wenn nicht glückliche Gattin und Mutter, — dann Stifterin eines Barmherzigen Schwesternordens!“

Amalie hätte nicht Amalie sein müssen, wenn sie diesen Plan zunächst nicht zaghaft und ängstlich verborgen hätte. *Jahrelang sprach sie zu niemand ein Wort davon*. Bei einer Tischgesellschaft im Jahre 1823 erst kam es wie von selbst, daß ihr Tischherr, ein Professor Hartmann, der die Fähigkeiten seiner klugen und fähigen Tischdame mit klarem Blick erkannte, ihr das bis dahin sorgfältig gehütete Geheimnis entriß. Er tat das durch die einfache Bemerkung, sie müsse ihren Wirkungskreis erweitern. Amalie fühlte sich in ihrer Not verstanden, merkte das Vertrauen und eröffnete sich ihm. Der Briefwechsel, den sie nun mit ihm und auch mit ihrem Bruder in England darüber führte, zeigt, wie hoch sie das Ideal sich selber steckte, wie klar und nüchtern sie aber auch sich selbst einzuschätzen versteht. Deutlich wird ihr auch: es ist *noch nicht Zeit!* Ich muß noch

warten! Und so blieb es die ganzen folgenden Jahre hindurch. Immer beschäftigt sie der Plan wieder. Und das bloße Bewußtsein der Möglichkeit, dieses Ziel einmal zu erreichen, gibt ihr Kraft und Trost, so oft die notvolle Frage nach der Bestimmung ihres Geschlechts wieder brennend wird. Aber zur Tat kommt es nicht. War das nur das Zögern ihrer scheuen Natur? War es nur der Mangel des letzten Selbstvertrauens, dessen man zu solchem Beginnen bedarf? Sie erinnert sich und andere manchmal an das Wort Jesu, daß man keinen Turm bauen dürfe, ohne sich vorher zu überlegen, ob man es habe hinauszuführen. Oder war es, weil sie auf den *Ruf* wartete?

Um es gleich vorher zu sagen: *Dieser Ruf ist ihr nie gekommen*. Eine Schwesternschaft in unserer protestantischen Kirche zu gründen, war *ihr* nicht gegeben. Und doch entstanden nun Diakonissenhäuser: in *Kaiserswerth* 1836 durch *Theodor Fliedner*, in *Berlin* 1833 durch *Johannes Gofner*. Auch andere Diakonissenhäuser entstanden in den folgenden Jahren in Berlin. Eine *Schwernerschaft*, die *Amalie Sieveking's* Namen trägt, ist erst ungefähr 110 Jahre, nachdem der Plan in ihr entstanden, in Hamburg gegründet worden (1929). Damals war Amalie bereits 70 Jahre tot. Merkwürdig ist, daß tatsächlich zweimal an Amalie der Ruf erging, die Stelle einer Oberin in einem der neugegründeten Diakonissen-Mutterhäuser zu übernehmen. Beide Male hat Amalie — abgelehnt.

Es war im Februar 1837, als *Theodor Fliedner* an Amalie schrieb und ihr das Anerbieten machte, die Leitung der jungen Schwesternschaft zu übernehmen. Auch sollte sie vorher einen Besuch in *Kaiserswerth* machen, um ihr künftiges Arbeitsfeld kennenzulernen. Amalie stellte ihren Besuch in Aussicht, bat aber, in-

zwischen sich nachdrücklich um eine andere Oberin zu bemühen. Für den Fall, daß keine gefunden würde, ließ sie sich die Möglichkeit, dem Rufe zu folgen, offen. Die Reise nach Kaiserswerth hat Amalie doch nicht gemacht, trotzdem ein zweiter Brief Fliedners den Ruf wiederholte. Sie hatte sich inzwischen zur Klarheit durchgerungen. Die Berichte über den Fortgang des Werkes in Kaiserswerth lauteten so günstig, daß Amalie nicht zu fürchten brauchte, ihre Absage, das Amt der Oberin anzunehmen, würde das Werk gefährden. Nur in diesem Falle hätte sie sich entschließen können, Hamburg zu verlassen. Andererseits sah sie diese Gefahr gerade für ihr eigenes Werk, wenn sie es jetzt im Stich ließe. Sie wußte niemanden, dem sie ihre Mädchenschule und ihren Armen- und Krankenverein hätte anvertrauen können. Auch ihre alternde und durch ein fortschreitendes Augenübel immer mehr leidende Pflegemutter zu verlassen, konnte sie sich nicht entschließen. Endlich aber lebte jetzt eben, durch Fliedners geglücktes Beginnen, der Wunsch und Plan wieder in ihr auf, in Hamburg selbst noch eine eigene Schwesternschaft zu begründen. Sie besprach sich mit mehreren angesehenen Ärzten Hamburgs. Diese gingen auf ihren Plan ein und versprachen, sie zu unterstützen, wenn die Schwesternschaft entstehen sollte. Und nun war Amalie ganz sicher, den Ruf Fliedners ablehnen zu sollen.

Sechs Jahre später kam der zweite Ruf, der aber auch wieder kein Ruf für Amalie wurde. Im Jahre 1843 nämlich kam Fliedner persönlich nach Hamburg, nun, um Amalie für das in Berlin zu gründende Mutterhaus *Bethanien* als Oberin zu gewinnen. Amalie lehnte wieder ab. Sie schreibt damals:

„Wer mir vor 10 Jahren gesagt hätte, daß ich einen Ruf, wie den jetzt an mich ergangenen, ausschlagen würde, dem

würde ich es wohl schwerlich geglaubt haben. Aber ich bin nun mit mir darüber im Reinen, daß ich nach meiner ganzen Eigentümlichkeit da am besten stehe, wohin der Herr mich einmal gestellt. Namentlich bin ich auch in meinem religiösen Leben zu sehr an eine gewisse selbständige Entwicklung gewöhnt und würde mich durch die von andern mir vorgeschriebenen Formen gar zu leicht beengt fühlen.“

Amalie ist inzwischen 49 Jahre alt geworden und hat, wie wir sehen, ihre eigene innere und äußere Linie gefunden. Sie empfahl damals Fliedner eine ihrer früheren Schülerinnen, die seit drei Jahren den weiblichen Flügel des Hamburger Allgemeinen Krankenhauses leitete, *Karoline Bertheau*. Im Vorbeigehen: Auch dieses Amt hatte die *Stadt Hamburg* damals Amalie selbst angeboten. Aber Amalie hatte sich auch damals wieder nicht von ihrer eigenen, selbstgeschaffenen Arbeit trennen können. Diese frühere Schülerin nun also trat auf Amaliens Vermittlung mit Fliedner in Unterhandlung. Das Ergebnis derselben war aber nicht, daß sie Oberin von Bethanien, sondern daß sie Fliedners Frau wurde!

Doch wir sind den Ereignissen vorausgeeilt. Denn wir wollten zunächst einmal die Linie durch Amaliens ganzes Leben durchziehen und zeigen, wie ihr Plan und Wunsch, zu einer barmherzigen Schwesternschaft zu kommen, *nie* in Erfüllung gegangen ist. Zuletzt hat sie klar erkannt, daß, als die Möglichkeit sich zweimal bot, dies gleichwohl nicht ihr Ruf war. *Einmal* hat sie es aber selbst geglaubt. Da meinte sie, die Stunde, auf die sie jahrelang gewartet, sei nun da. Und da das eine Stunde von höchster Entscheidung war und Amaliens Verhalten damals eine unerhörte Tat, welche nicht nur in Hamburg, sondern auch in Deutschland Aufsehen erregte — sie ist sogar in die Romanliteratur eingegangen: ich nenne Rudolf Bindings „Opfergang“,

ferner Paul Oskar Höcker: „Die Königin von Hamburg“ — so sprechen wir davon in diesem Kapitel zuletzt.

Man schrieb das Jahr 1831. Da kam die *Cholera* nach Europa. Und nach kurzen Wochen des Bangens hielt sie auch in Hamburg ihren Einzug. Kennen wir nun Amalie? Sie dürstet nach einer Tat. Einmal etwas Großes tun zu können, danach sehnt sie sich von Jugend auf. Damals, als in ihrer Nachbarschaft ein Haus abbrannte und fünf Menschenleben forderte, war es zu spät! Aber diesmal soll's nicht zu spät sein! Wenn auch das Gespenst schnell herankommt, doch nicht so schnell, daß sie nicht Zeit hätte, mit sich zu Rate zu gehen, sich zu entschließen! Aber weiter. Ihr Plan: eine Barmherzige Schwesternschaft! Seit fast zwölf Jahren hat sie ihn, lang überprüft, längst gebilligt auch von andern. Wird sie jetzt nicht gebraucht? Ist jetzt nicht, nach langem Warten und Hoffen, endlich die Stunde da? *Ist das nicht endlich der Ruf?!* Ja, das ist er! Und nun heißt es folgen, handeln!

In der Beilage zu Nr. 37 des „*Bergedorfer Boten*“ am Sonnabend, dem 10. September 1831, erscheint — ohne Namensnennung — ihr „*Aufruf an christliche Seelen*“. Sie erzählt darin von dem alten Kirchenvater, dem Bischof *Dionys* von Alexandria, wie damals auch eine große Seuche die Hauptstadt verheerte. Da haben alle Heiden ihre Kranken herzlos von sich gestoßen und dem Elend gewissenlos preisgegeben. Aber die Christen haben gepflegt, geholfen, gerettet, ohne den Tod zu scheuen, der oft genug die treuen Helfer dahinflaßte, während die Kranken genasen.

„Brüder und Schwestern, wir haben noch das alte Evangelium! Sollte es nicht auch unter uns die alte Kraft erweisen, uns geschickt zu machen zu allem guten Werk?“

So ruft sie nach solchen, die nicht um des Erwerbs willen, sondern in freier Liebe und wahrhaftig um des Herrn willen sich dem Dienst der armen Brüder und Schwestern widmen wollen. Den etwa Willigen empfiehlt sie aber zweierlei zuvor: sie mögen das Maß ihrer körperlichen Kräfte prüfen. Der Dienst wird nicht leicht sein und den letzten Einsatz fordern. Aber sie mögen auch ihr Herz prüfen, ob es wirklich frei von falscher Ehrsucht sei. Sie möchte „ein Beispiel christlicher Krankenpflege aufstellen, davon die Ungläubigen selber gestehen müßten, daß es damit etwas anderes und viel Schöneres sei, als alle ihre nur auf dem Grunde einer weltförmigen Moral erbauten Institutionen“.

Dieser Aufruf aber verhallte ungehört. *Es meldet sich niemand! Amalie aber ging nicht zurück.* Am 13. Oktober 1831 ging sie in das Hospital St. Erikus; sie hat es erst am 7. Dezember, als die Arbeit getan und die Seuche erloschen war, wieder verlassen. Sie hat sich glänzend bewährt. Durch gewissenhafte Pflichterfüllung und ihre geschickte Tüchtigkeit in allen Erfordernissen der Krankenpflege überwand sie schnell das Vorurteil und Mißtrauen der leitenden Ärzte. Bald vertrauten ihr diese die Oberaufsicht über das gesamte weibliche und männliche Pflegepersonal an. Daß Schlafen und Essen in dieser Zeit auf das Mindestmaß zurückgedrängt wurden, versteht sich bei Amalie von selbst. Über dem Dienst an dem todkranken Leibe vergaß sie die Sorge für die Seele nicht. Sie sorgte für geeignete Bücher, natürlich besonders für Bibeln, welche die Kranken bald selbst verlangten. Eine besondere Freude war es ihr, daß sie ein Mädchen, das auf schlechte Bahn gekommen war, nach ihrer Heilung in dessen Elternhaus nach Lübeck zurückbringen konnte. Einem

verwahrlosten Jungen wußte sie durch eine Geldsammlung den Weg ins Leben zu bahnen. Regelmäßig hat sie ihrer Pflegemutter außerdem noch Berichte geschrieben, die uns nicht nur ein bis in alle Einzelheiten anschauliches und getreues Bild ihres schweren Tageswerkes geben, sondern uns auch einen Blick in ihre Seele tun lassen, die nun groß und frei, stark und froh in reiner Liebe und einem zuversichtlichen Glauben emporblüht. Diese Briefe wurden zunächst durchräuchert, dann liefen sie abgeschrieben bei den Freunden um. Auch sie selbst erhielt Briefe. Und nicht alle sprachen ihr Mut zu. Viele bedrückten sie auch. Sie mußte erfahren, wie man ihren mutigen Schritt völlig mißverstand, ihr unlautere und häßliche Beweggründe unterschob, sie eigenwillig, überspannt, ehrsüchtig, hochmütig nannte. Man sprach davon, daß sie ein selbst-erwähltes Märtyrertum suche. Amalie hat diese lieblose, ungütige Kritik nicht immer leicht überwunden. Doch schlug die Stimmung gegen sie um, als sie in unbeirrter Treue ihr Werk tapfer durchgeführt hatte. Ehe sie das Hospital verließ, erschien eine Abordnung der Gesundheitskommission der Stadt Hamburg auf ihrem Stübchen und überreichte ihr feierlich ein Anerkennungsschreiben. Unter den vielen Urteilen maßgebender Persönlichkeiten Hamburgs sei nur dasjenige des Senators *Hudtwalcker* wiedergegeben: „Das war eine Tat, die nur derjenige würdigen kann, der die Zeit jenes ersten Auftretens der Cholera selbst miterlebt hat. *Nur eine starke und glaubensvolle Seele war derselben fähig*, nicht allein wegen der verkehrten, nicht selten tadelnden Urteile der Welt und wegen des Widerstandes der Ärzte, welcher letztere aber bald in die größte Anerkennung umschlug.“

Am 6. Dezember abends kehrte Amalie nach Hause

zurück. Am 7. Dezember morgens versammelte sie bereits zur gewohnten Stunde ihre Kinder wieder um sich und nahm den Unterricht wieder auf. Kein Ausruhen, keine Erholung. — So hatte Amalie in ihrem Leben einmal auch äußerlich *eine große Stunde* gehabt. Wir kennen ihren Jugendwunsch, einmal etwas ganz Besonderes leisten zu dürfen. Der war ihr nun erfüllt. Gott hat ihn ihr freundlich gewährt. Für sein Reich hat er aber diese große Stunde *nicht* verwenden können. Amalie hatte sie nur für sich selber. Und die Hoffnungen, welche Amalie an den Schritt geknüpft hatte, nun das Entstehen einer von ihr geleiteten Barmherzigen Schwesternschaft zu erleben, hatten sich ja eigentlich schon zerschlagen, ehe sie ins Hospital ging. Denn in den fünf Wochen, die zwischen ihrem Aufruf im „Bergedorfer Boten“ und ihrem Eintritt verstrichen, hatte sich ja niemand gemeldet. Und nach ihrer Rückkehr aus dem Hospital nahm Amalie den Plan nicht wieder auf. Warum nicht? Sie hatte erkannt: der Ruf, auf den sie wartete und warten mußte, war es nicht gewesen. Hier und da flackerte später die alte Flamme noch einmal auf. Aber ohne Kraft. Und wir haben schon gesehen — es kam eine Zeit, da sich Amalie ganz klar wurde, daß sie Wunsch und Plan ihrer Jugend nicht mehr hatte. Man muß Pläne mit ganzer Hingabe und heißer Inbrunst fassen können. Man muß sie auch unter Umständen in weiser Einsicht und gereifter Erkenntnis lassen können. Sonst gibt es Tragödien im Leben, und man zerbricht. —

Der Meister ist da und ruft dich!

(Joh. 11, 28)

Als Amalie aus dem St. Erikus-Hospital am 6. Dezember 1831 abends heimkehrte, befanden sich unter

ihren Papieren nicht nur jenes Anerkennungsschreiben der Städtischen Gesundheitskommission, sondern auch ein paar von ihr selbst beschriebene Bogen. Was da stand, hatte sie am letzten Sonntage, also am 3. Dezember, als die Arbeit schon nicht mehr so drängte, in ein paar ruhigen Stunden niedergeschrieben. Es war — der Entwurf zu *Statuten für einen Armen- und Krankenpflegeverein*. Sie wollte es jetzt anders machen. Keine barmherzige Schwesternschaft, sondern einfach eine *Vereinigung von Frauen und Mädchen*, die sich in geordneter Weise zusammenfänden, um zielbewußt und planmäßig, doch *freiwillig* und nur aus *Glauben* und *Liebe* sich tätig um die Armen und Kranken der Stadt kümmerten. Was waren diese ersten Satzungen des geplanten Vereins, die da Amalie mit in ihrem Gepäck hatte, wenn wir uns ganz in ihre damalige Lage hineinversetzen, also *biographisch* angesehen? Ein neuer und jetzt sehr viel bescheidenerer Versuch, etwas Gutes zu wirken: sie wußte nicht, wie er ausgehen würde. Was waren diese Statuten *geschichtlich* angesehen? Unbeschadet aller Veränderung, die sie im einzelnen noch erfuhren, die Geburtsurkunde des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege in Hamburg, dem eine ihren Tod überdauernde fruchtbare und reich gesegnete Arbeit beschieden war, und der für Deutschland und über die Landesgrenzen hinaus vorbildlich in der Organisation des christlichen Frauendienstes werden sollte. Was waren aber diese selben Satzungen Amaliens *religiös* angesehen? Der Beweis, daß nun *der* Ruf an sie von dem Meister der Liebe selbst ergangen war und daß sie diesen Ruf vernommen hatte. So können kleine Dinge, wenn wir nur immer zu hören und ganz darauf einzugehen bereit sind, groß werden und wir durch sie.

Ehe wir nun uns dies neue Werk in seinem Ent-

stehen, Wachsen und in seiner ganzen Entfaltung ver- gegenwärtigen, werfen wir einen Blick auf den *Zustand der Armenpflege in Hamburg* vor dem Eingreifen Amalie Sievekings. Es war ja nicht so, daß bisher nichts auf diesem Gebiete getan worden wäre. Im Gegenteil, es gab da schon mancherlei. Seit dem Jahre 1788 gab es in Hamburg eine sog. „Allgemeine Armenanstalt“, bei deren Gründung der Baron *Kaspar von Voght* — er lebte von 1752—1839 — die Hauptrolle gespielt hatte. Baron Voght war ursprünglich Kaufmann, dann Landwirt, weitgereist und vielseitig gebildet, fand er in gemeinnützigem Wirken, als Menschenfreund oder „Philanthrop“, wie man damals sagte, seinen eigentlichen Lebensinhalt. In seinem ganzen Wirken und auch in seinem Glauben war er ein Kind der Aufklärung. Der Grundgedanke der Armenanstalt, deren geistiger Vater er jedenfalls war, bestand in folgenden Punkten: Versorgung aller arbeitsfähigen Armen durch Arbeit, Vorbeugung künftiger Verarmung durch Erziehung der Kinder der Armen. Eine Arbeitsanstalt für Erwachsene wird errichtet, zusammen mit einer Industrieschule, die Lehr- und Arbeitsunterricht für die Kinder in sich vereinigte. Über die ganze Stadt war ein *Pflegersystem* verbreitet, das die Hilfsbedürftigkeit zu prüfen hatte. An der Spitze stand ein sog. Armenkolleg, in dem auch Mitglieder des Senats vertreten waren. Wöchentliche BüchSENSAMMLUNGEN und Zeichnungslisten brachten die Mittel auf. Als Hamburg in den Jahren 1812—14 von den Franzosen besetzt war und auch schon vorher, als Hamburg durch Napoleons Kontinentalsperre vom Handel mit England abgeschnitten war, brach diese Allgemeine Armenanstalt fast zusammen. Seitdem blieb sie ein Sorgenkind der Stadtväter. Als die Franzosen 1814 von Hamburg ab-

zogen, war die Einwohnerzahl der Stadt, deren Hafen 10 Jahre stillgelegen hatte, von 80 000 auf 55 000 herabgesunken. Man kann sich auch leicht vorstellen, welche Vermögensverluste die nun völlig verarmte Stadt erlitten hatte. Zwar wurde die Armenanstalt bald wiederhergestellt, das ganze Armenwesen neu geordnet, sogar 1825 ein Allgemeines Krankenhaus gebaut, aber alle Unternehmungen der Stadt in dieser Beziehung waren teils Versuche, die nicht gut abliefen, teils Mißgriffe, die das Übel stellenweise nur vergrößerten. Kurz, man wurde nicht mehr Herr der Lage. Es brauchten nur neue Katastrophen hinzuzutreten, um die Verwirrung vollständig zu machen und die allgemeine Hilflosigkeit zu offenbaren. Und sie kamen auch. Ein langer, harter Winter 1829/30 brachte eine gewaltige Teuerung. Ein allgemeiner Wohltätigkeitsverein wurde nötig und tat sein Bestes. Das folgende Jahr brachte eine neue Prüfung, die *Cholera*. Wieder regte sich die Bevölkerung mit bewunderswertem Opfersinn. Aber die Organisation genügte auch diesmal nicht. Schlimme Schäden traten zutage, eben indem man sie vergeblich zu heilen versuchte. Als Führer derer, die nun in scharfer Kritik ihre Stimme erhoben, begegnen wir wieder dem inzwischen 80 Jahre alt gewordenen Baron von Voght, der nun aus jahrelang bewahrter Zurückhaltung wieder hervortrat und die Opposition leitete. Nun wurden Kompromisse versucht und — mißlingen, wie das stets der Fall ist. Zuletzt stellte sich die Stadt auf den Standpunkt, daß sie zwischen *öffentlicher* und *privater Armenpflege* schied. Erst wo die Hilfe der privaten Hilfsinstitute aufhörte, sollte die öffentliche Armenanstalt eingreifen. Im übrigen wäre es im Interesse der Armen selbst, wenn man eher zuwenig als zuviel täte, da die niedrige Klasse des Volkes — so

heißt es wörtlich — durch unbedingte Bevormundung und durch zu große Erweiterung ihres Vertrauens auf Beihilfe vom Staate ihrer Selbständigkeit und Selbsttätigkeit beraubt und eben dadurch die Verarmung geradezu befördert wird. Der Hauptzweck der Armenpflege wäre die Abwendung der materiellen Not. Einer direkten Einwirkung auf die Sittlichkeit der Armen stünden größte Hindernisse entgegen.

Wir dürfen dies alles natürlich nicht mit unsern heutigen Maßstäben messen und beurteilen. Auch wird man nicht vergessen dürfen, daß die Hamburger Stadtväter, die gewiß ihr Bestes zu tun bereit waren, den gerade in diesem Zeitabschnitt gewaltig hereinbrechenden sozialen Problemen einfach nicht gewachsen waren. Aber so hilflos und trostlos der Eindruck ist, den man von dem Zustande des damaligen Armenwesens bekommt, eins war gut, wichtig und bedeutsam: daß man der *freien* Hilfstätigkeit Platz und Bewegungsmöglichkeit gab und sie von der öffentlichen Fürsorge trennte. Und die freien Kräfte des Bürgertums haben sich damals gerührt. Es sind auch späterhin noch freie Wohltätigkeitsvereine entstanden. Unter all diesen Bewegungen hat aber *eine* allen andern den Rang abgelauften: die *freie christliche Liebestätigkeit*. Und daß das geschah, das ist das Verdienst von *Amalie Sieveking*.

Nun also hatte Amalie eine Arbeit gefunden, der sie sich ganz und freudig hingeben konnte. Nichts von den reichen ihr eigentümlichen Fähigkeiten und von ihrer Kraft lag nun mehr brach. Ja, beides wuchs noch mit den Aufgaben, die sich nun in immer reicherm Maße einstellten. Amalie hat später oft versichert, wie wahrhaft jung sie sich fühle und wie sie ihre Leistungsfähigkeit sich steigern, aber nicht abnehmen fühle. Und so ist es auch auf lange Jahre hinaus wirklich ge-

wesen. Besonders war es ihr nun möglich, eine Gabe zu gebrauchen und zu entwickeln, die in ihr schlummerte, bisher aber völlig brach gelegen hatte: ein ganz großartiges Organisationstalent, die Gabe, Kräfte zu mobilisieren, zu leiten, zweckvoll einzusetzen, Menschen zusammenzuhalten, zu führen, zu verpflichten. Ihr Glaube und ihre Liebe zuerst, dann aber sofort auch ihre Klugheit und ihr starker Wille, sie hatten nun ein ihr ganz angemessenes, reiches Betätigungsfeld. Mit klarem Blick hielt sie stets das Ziel fest im Auge, erkannte das Notwendige, fand das Rechte. Sie tat viel selbst, vor allem immer das Schwerste, Unangenehmste und das Allererste. Sie wußte, daß sich darauf das Ansehen und die notwendige Anerkennung jeder Führung stützt. Jeden *ersten* Armenbesuch machte sie *selbst*. In ihrer Anweisung an die Leitung heißt es:

„Der Vorstand zeige sich immer bereit, soweit seine Kräfte reichen, zur Übernahme solcher Arbeiten, die in den Augen der Mehrzahl zu den beschwerlichen gehören. Durch nichts wirkt er gewiß kräftiger auf die Belebung eines hingebenden Eifers in den untergeordneten Mitgliedern.“

Trotzdem wußte sie sich stets freizuhalten für alle Arbeit, die eben nur sie allein tun konnte und mußte.

„Der Vorstand tue nicht das, was jedes einzelne Mitglied ebensogut ausrichten könnte. Aber er gebe auch nicht in fremde Hände, was von ihm geschehen muß, wenn nicht die nötige Ordnung in der Geschäftsführung beeinträchtigt werden soll.“

Wie man die einzelnen an das Werk bindet, das weiß diese kluge Frau genau:

„Ich bin von dem Grundsatz ausgegangen, daß in solchen Vereinen der Einzelne für das Ganze nur in dem Maße sich lebhaft interessiert, wie er es fühlt, daß er wirklich zur Förderung desselben nicht ohne Aufopferung und Anstrengung beiträgt.“

Da sie stets von sich das Letzte verlangt, darf sie

auch an die andern hohe Ansprüche stellen. So ist Amalie eine wirkliche *Führernatur* gewesen. Nachdem sie den Ruf in den Weinberg ihres Herrn vernommen, durfte sie diese herrliche Gabe, die in ihr schlummerte, entwickeln. Und nun überzeugen wir uns davon, indem wir zuerst den Aufbau und die Ordnung ihres Vereinswerkes uns ansehen und dann uns vergegenwärtigen, was in ihrem Werk geleistet und gearbeitet wurde.

Paragraphen — aber nicht gegen das Leben, sondern für das Leben

Es war der 23. Mai des Jahres 1832, als sich in Amaliens Hause zum ersten Male zwölf Mitarbeiterinnen — sechs von ihnen waren verheiratet — zusammenfanden und so der „Weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege“ ins Leben trat. Die kleine Schar war schwer genug zusammengekommen. Und doch hatte Amalie — so dachte sie wenigstens — ihre Bedingungen nicht zu hoch gestellt. *Lebendiges Christentum* war das Erste. Ursprünglich sollten sich die Mitglieder sogar, nach § 2 des ersten Entwurfes ihrer Statuten, auf eine kleine dogmatische Schrift ihres Freundes *Geibel* in Lübeck verpflichten. Amalie hat die Bestimmung später fallen lassen. Baron *von Uoght*, der sich trotz seiner ganz anderen weltanschaulichen Richtung immer wärmer für sie einsetzte, hatte ihr dazu geraten. Aber an der Forderung eines bewußt christlichen Glaubens, der sich auf das geoffenbarte Wort Gottes gründete und der die Nachfolge Jesu für seine höchste Bestimmung hält, hielt Amalie zeitlebens fest. Kirchliche Bindung verlangte sie jedoch nicht. Sie hat auch einmal eine Katholikin aufgenommen.

„(Ich fordere) lebendiges Christentum, welches nach meiner Überzeugung die einzige Quelle ist, aus der eine wahrhaft und auf die Dauer segensreiche Einwirkung auf die Hilfsbedürftigen hervorgehen kann.“

Und dieser *Glaube* sollte, auch das steht in ihrer Anweisung, nichts Finsteres, Kopfhängerisches haben, sondern freundlichen Sonnenschein verbreiten. Dann verlangte sie *gesunden Menschenverstand (!)*, ein gewisses Maß körperlicher Kraft und *hauswirtschaftliche Kenntnisse*.

§ 3 bestimmte: Die Mitglieder des Vereins bleiben in ihren früheren Verhältnissen und sonstigem Berufe, dessen sie mit großer Treue wahrzunehmen haben, auf daß es nicht von ihnen heiße, daß sie das Nächstliegende über dem Fernliegenden versäumen! (Bravo!) Ist die Bindung im eigenen Beruf zu groß, dann ist die Mitgliedschaft im Verein unmöglich. Was ihr Auftreten in der Welt anbetrifft, so dürfen die Mitglieder mit ihrer Zugehörigkeit zum Verein nie großtun. Die Kleidung darf dem jedesmaligen Stande des Mitgliedes angemessen, soll aber unter allen Umständen einfach sein. So will's § 6.

Anfangs hatte Amalie Bedenken, sich an die vornehmen und gebildeten Schichten zu wenden. Sie hatte von den vornehmen Hamburgerinnen schon so manche Anfeindung erfahren und traute ihnen auch nicht allzuviel zu. Vom Mittelstande glaubte sie, er sei in praktischen Dingen erfahrener, könne besser Hand anlegen und stünde dem einfachen Volke näher. Später aber hat sie erkannt, „daß die größere Bildung in der Regel ein gesünderes Urteil schafft, welches dem Mittelstande oft abgeht“. Aber nun fährt sie fort, und diese christliche Erkenntnis aus der Zeit vor hundert Jahren, von der übrigens die ganze Diakonie seit ihrem Entstehen getragen ist, notieren wir mit stolzer Genugtuung —:

„Dem ungeachtet dürfen die Frauen aus dieser Klasse (dem Mittelstande) in einer solchen Vereinigung nicht ganz

fehlen. Und die Verschmelzung der verschiedenen Stände darin gewährt eben ein richtiges Abbild christlicher Gemeinschaft, wie ich es mir vorstelle.“

Und welche Gesamtaufgabe hatten die Mitglieder?
Das sagt § 1:

„Der Zweck dieses Vereins ist fleißiger Besuch armer Familien in ihren Wohnungen, vornehmlich zu Zeiten, da sie von Krankheit heimgesucht werden, um ihnen, soviel möglich, leiblich und geistig abzuhelpfen.“

Mit 12 Mitgliedern fing sie also an. Am Ende ihres Lebens waren es 80. Man wird das vielleicht wenig finden. Aber von unserer Vorliebe für große Zahlen, die auf anderen Gebieten ihre Bedeutung haben, müssen wir uns hier freimachen. Diese 80 waren wirklich das, was man etwa eine Elite nennen darf. Amalie lehnte es auch grundsätzlich ab, neue Mitglieder durch Überredung zu gewinnen. Und teils nahm sie lange nicht alle, die sich meldeten, teils schieden andere, die sich über den wahren Charakter des Vereins doch getäuscht hatten, freiwillig wieder aus. teils war von vornherein durch die Voraussetzung bewußten Christentums der Kreis der Mitarbeiterinnen eng gezogen. Ein einziges Mal hat sich Amalie in einem „Aufruf an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands“ werbend an die deutsche Öffentlichkeit gewandt. Das war 1849/50. Damals war ihr Verein wirklich bedroht. Und das kam so. Im Jahre 1844 hatte eine gewisse Charlotte Paulsen um Aufnahme in den Verein nachgesucht, aber vergeblich, weil die weltanschauliche Einstellung Charlotte Paulsens es nicht möglich machte. Sie trat später der „Freien Gemeinde“ bei, die in religiöser Hinsicht den Geist der Revolution von 1848 atmete. Die religiösen, politischen und frauenrechtlichen Ideen dieses Kreises machten der Polizei damals

zu schaffen. Aber siehe da, eines Tages stand Charlotte Paulsen an der Spitze eines neugegründeten Frauenvereins zur Unterstützung der Armenpflege, der nun dem Verein Amaliens Konkurrenz machte. Durch den Zeitgeist erfuhr Amaliens Werk in der Tat damals manchen Abbruch. Doch Amalie überwand mit fester, unachgiebiger Haltung die Krise. Nach zwei Jahren hatte ihr Verein wieder die alte Mitgliederzahl, die dann weiter stieg.

Im übrigen war die Schar der Mitarbeiterinnen organisiert wie ein kleines Staatswesen. Regelmäßige Versammlungen, bei denen Bericht erstattet wurde, Aussprachen über die Arbeit und über die Schützlinge stattfanden, bei denen zu Anfang aber regelmäßig die Schrift betrachtet wurde und, wenigstens später, auch regelmäßig die Instruktionen für die Arbeit zum Zweck der Einprägung und Beherzigung vorgelesen wurden. Überhaupt ließ Amalie es sich angelegen sein, die Mitarbeiterinnen gut zu schulen, sie an gewissenhafte Erfüllung ihrer Dienstvorschriften zu gewöhnen. So mußte z. B. über jeden Besuch, den sie machten, genau Buch geführt, über jeden Fall eine genaue Karte angelegt werden. Später hatten die Helferinnen überhaupt in blauen Quartheften regelmäßig schriftliche Berichte über ihre Arbeit zu liefern. Amalie las alle diese Berichte persönlich durch, machte sich Auszüge daraus und besprach dann das Wichtige in den Monatsversammlungen. Auf dieser Grundlage arbeitete sie dann ihre Jahresberichte stets mit besonderer Sorgfalt aus. Zu deren Abfassung zog sie sich stets eine Zeit in die Stille zurück. Auf ihren sog. Erholungsreisen, auch in England, in Dänemark, sind die meisten Jahresberichte entstanden. Übrigens erschien der erste noch ohne ihren Namen.

Von Anfang an war Amalie darauf bedacht, die Kraft des Vereins stets an der rechten Stelle, da aber möglichst wirkungsvoll, einzusetzen. So zog gleich bei dem ersten Statutenentwurf der § 7 in weiser Beschränkung feste Grenzen für die Tätigkeit.

„Die Zahl der zu besuchenden Familien richtet sich nach der Mitgliederzahl und nach den vorhandenen Hilfsmitteln. Besser, seine Kräfte konzentrieren auf wenig, aber Gründliches leisten, als sie tausendfältig zersplittern und so nach allen Seiten hin, aber nirgends etwas Gründliches tun.“ Kranke Familien werden oft, arme, aber gesunde, wenigstens wöchentlich einmal besucht (§ 8). Zum weiblichen Wohl gehören vor allen Dingen *Ordnung* und *Reinlichkeit*. Familien, gesunde und kranke, welche die Hilfe des Vereins in Anspruch nehmen, „müssen sich eine genaue Untersuchung ihrer Betten, ihrer Kleidungsstücke, ihrer Schränke und ihres ganzen Hausrates gefallen lassen“ (§ 9). Auch wird nachgeprüft, ob Kranke die ärztlichen Vorschriften genau befolgen. Unterstützungen werden, das ist die Regel, nicht in barem Gelde, sondern in natura gereicht. Gesunden Armen wird — um ihrer selbst willen — kein Almosen gegeben, sondern ihnen nach Möglichkeit Gelegenheit zum Erwerb verschafft, und zwar teils durch Empfehlung, teils durch Aufträge des Vereins selbst, etwa so, daß eine gesunde arme Kraft bei kranken Pflegebefohlenen des Vereins Arbeit tut. Die sittliche Einwirkung auf die Schützlinge hat vor allem folgende Ziele im Auge zu behalten: Gottesfurcht, Arbeitssamkeit, Nüchternheit, Sparsamkeit (§ 11).

Und was wird für das *geistige Wohl* der Armen und Kranken getan? Amaliens Anweisung ist in diesem Punkte ebenso klar und bestimmt und eindringlich wie in allen übrigen.

Der § 12 nennt vor allen Dingen das *Gebet* und Vorlesung aus der Heiligen Schrift. Auch Erbauungsbücher sollen dabei verwendet werden, doch behält sich Amalie vor, diese vorher einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Wir können uns leicht vorstellen, daß eine Frau wie Amalie alle weichlichen, süßlichen, kraftlosen, unwahren, langweiligen sog. Erbauungsbücher dabei die Zensur nicht passieren ließ!

Im übrigen sollen Amaliens Helferinnen geschickt sein (und waren, von ihr geschult, ganz sicher auch geschickt dazu), in den Häusern den heiligen Ernst und den göttlichen Trost des Evangeliums von Jesus Christus mit einfachen, ernsten Worten zu verkündigen und, „falls die Stunde des Abschiedes kommen sollte, auch auf den Tod zu bereiten“. Bei Kindern will der Verein auf den Schulbesuch halten und sich um ihre Zeugnisse kümmern. Eine kleine Prüfung, im Gespräch von der Helferin angestellt, schadet nichts.

Eine Christin kämpft gegen Armut und Krankheit in einer Großstadt

Nichts wollte Amalie Sieveking weniger als planloses, weichherziges Wohltun um jeden Preis, ohne Sinn und Verstand. Was ihrem Werk von vornherein Eigenart, Wert, Dauer und Vorbildlichkeit verlieh, war dies, daß ihr Kampf bewußt und willensstark in der Erfassung des Ziels, wohlüberlegt in der Wahl der Mittel und Wege, eisern in der Durchführung war. Vor allem schulte sie sich selbst für ihr Werk, wo und wie sie konnte. Bereits die ersten Statuten der 37jährigen zeigen, welche Erfahrung sie gesammelt hatte und wie sie dieselben zu ordnen und auszuwerten verstand. Aufmerksam studierte und verfolgte sie die Entwicklung des Armenwesens ihrer Vaterstadt. Und auch von England her, das ja in diesem Punkte schon weiter war, wußte sie sich wertvolle Anregung zu verschaffen. Dann aber blieb sie allen weiteren Erfahrungen offen, die das eigene nun beständig wachsende Werk ihr brachte. Die Statuten, die wir kennenlernten, sind ja nur der Anfang. Aber jede neue Erfahrung, jede neue Aufgabe wurde geprüft und entweder in den großen Plan eingegliedert oder abgestoßen und anderen überlassen. Glaube und Liebe waren ihr Herz

und das Herz ihres Vereins. Sie sorgte dafür, daß es so blieb. Aber sie bewies auch, daß man mit solchem Herzen auch klug, umsichtig, zielbewußt kämpfen kann. Und sie wußte auch, daß solcher Kampf, eben weil es wirklicher Kampf ist, ernst, streng, unter Umständen auch hart sein muß. Wir wollen jetzt Einzelheiten ihres Werkes kennenlernen. Da es uns aber nicht so sehr auf diese selbst, wie auf die Art und den Geist ankommt, durch den ihr Wirken geleitet war, fassen wir sie unter bestimmte Grundsätze zusammen, die für Amaliens Kampf gegen Armut und Krankheit wesentlich sind.

1. Jede Vereinigung, die den Kampf gegen Armut und Krankheit führt, muß sich ihrer besonderen Eigenart und der damit gegebenen Grenzen bewußt bleiben.

Amalie war sich bewußt und hat es auch immer wieder betont, daß sie mit ihrem Verein die vorhandenen Fürsorgeeinrichtungen Hamburgs nur ergänzen, nicht ersetzen wollte. Sie dachte nicht daran, das ganze Armenwesen reformieren zu wollen. Sie grenzte ihren Verein von öffentlichen, staatlichen Fürsorgeeinrichtungen klar ab. Der Staat, sagte sie, muß bei seiner Fürsorge immer verallgemeinernd arbeiten; sie selbst aber könne ganz persönlich arbeiten. Der Staat will nur die materielle Not lindern; ihr Verein wolle leiblich und geistig helfen. Dabei ist im letzten Grunde die geistige Hilfe der materiellen Hilfe, so ernst auch diese genommen wird, übergeordnet. Bei den Empfängern ist die staatliche Hilfe nur ein schuldiger Tribut der Allgemeinheit, die Tätigkeit des Vereins dagegen ein Werk freier Liebe. Der Staat arbeitet mit seinen bezahlten Pflegern teuer; sie aber kann billiger helfen und mehr erreichen. So etwa legt sich Amalie die Dinge damals grundsätzlich zurecht. Dabei sollte aber kein Gegensatz die Folge

dieses klar erkannten Unterschiedes sein, sondern ein brüderliches Hand-in-Hand-arbeiten.

Ebenso wußte sie ihr Vereinswerk von der privaten Wohltätigkeit vermögender Einzelpersonen oder von der sehr notwendigen nachbarlichen und verwandtschaftlichen Hilfeleistung abzugrenzen und hat gegen erhobene Einwürfe immer wieder gezeigt, wie auch hier das Verhältnis wechselseitiger Ergänzung vorliege, ohne daß eins das andere überflüssig mache.

Die Eigenart und damit auch die freiwillige Begrenzung ihres Vereins kam noch besonders deutlich an folgenden Punkten heraus. Nach § 3 ihrer Statuten sollten die Hilfeleistungen des Vereins nur der (moralisch) „besseren, rechtlichen Klasse der Armen“ zugute kommen. Für diese sollten sie eine Auszeichnung sein. Also solche meinte sie, die ein ehrbares Leben führten, nicht in wilder Ehe lebten, nicht der Trunksucht oder dem gewerbsmäßigen Bettel ergeben waren. Aber haben nicht die andern, die ganz Verwahrlosten, gerade die Hilfe, auch die geistige, am allernotwendigsten? Amalie leugnete das nicht, sah aber klar, daß ihre Mittel und ihr Helferinnenheer gegen diesen Feind nicht eingesetzt werden durfte. Da hätte ihr Verein von vornherein ganz anders gestaltet sein müssen. Diesen Kampf mochten andere führen. Sie selbst hätte ihre Kräfte daran zerrieben. „Ein Schwerverwundeter ist ohne Zweifel der wundärztlichen Behandlung in hohem Maße bedürftig. Aber würden wir es deshalb gutheißen, wenn der erste, beste unwissende Barbier eine Operation vornehmen wollte auf Leben und Tod?“

Noch in einer anderen Beziehung grenzte Amalie den Wirkungskreis ihres Vereins in weiser Selbstbeschränkung ein. Ungern nahm sie alte Leute an. Teils darum, weil sie selten dem geistigen Einfluß zugänglich

waren, teils darum, weil sie in der Regel nur Empfänger, aber nicht mehr zur Selbsttätigkeit zu erziehen waren. Letzteres war aber gerade ihr Grundsatz. Endlich hielt sie ihre Vereinshilfe auch nach Möglichkeit von dem verarmten Mittelstande fern. Sie fand, daß die sog. „verschämten Armen“ oft recht „unverschämte Arme“ seien.

Wer sich Grenzen setzt, bleibt vor Zersplitterung seiner Kräfte bewahrt, und wer sich beschränkt, kann um so mehr leisten. So nahm denn Amaliens Verein, um in diesen Grenzen zu bleiben, seine Schutzbefohlenen nur auf Grund besonderer Empfehlung an. Und zwar waren anfangs nur die Armenärzte, später auch die Stadtmissionare, zu solchen Empfehlungen berechtigt.

2. *Erstrebt wird: Selbsttätigkeit der Hilfsbedürftigen und wirtschaftliche Arbeitsleistung.* Dies kam vor allen Dingen dadurch zum Ausdruck, daß grundsätzlich kein Geld gegeben wurde. Man hilft ja Verarmten in den seltensten Fällen durch Geldgaben. Es ist unwirtschaftlich und macht den Zustand der wirtschaftlichen Hilflosigkeit zu einem dauernden. Eine Überwindung der Armut kann nur eintreten, wenn die Selbsttätigkeit geweckt, die Arbeit ermöglicht wird. Gegeben aber muß natürlich etwas werden. Wenn nicht bares Geld, dann eben Lebensmittel, Kleidungsstücke, Feuerung, fertiges Essen. Amalie wußte vielen Krämern, Bäckern, Metzgern, Kolonialwarenhändlern das Herz warm zu machen, daß sie stifteten, was regelmäßig verteilt werden konnte. Andere Familien stellten Freitische zur Verfügung. Amalie konnte — der Bericht stammt aus dem Jahre 1844 — wöchentlich über 50 Pfund Fleisch, 49 Freitische in Privathäusern und viele andere gestiftete Lebensmittel verfügen. Aber Geld — die Armen setz-

ten es damals doch nur um in Branntwein und in dem berüchtigten Lottospiel — gab sie *nicht!*

Nicht geschenktes Geld sollten die Armen in die Hände bekommen, sondern selbstverdientes. Und so richtete Amalie ihre größte Sorge auf die *Arbeitsbeschaffung* für ihre Schutzbefohlenen. Hier hat diese christliche Frau wirklich Großes geleistet. Man staunt, wie erfinderisch sie hier war. Sie wurde es durch ihre große Liebe. Vor allem wurden alte Seidenstoffe verzapft. Daraus wurde entweder Seidenwatte gemacht und durch Verspinnung mit Baumwolle Garn, aus dem andere Arme wieder Strümpfe strickten. Diese wurden vom Verein dann verteilt. Ihr Bestreben war stets, mit geringen Mitteln und ihren sehr beschränkten Arbeitskräften wirklich wertschaffende Arbeit zu leisten. Im 12. Jahresbericht (1843/44) lesen wir: „So näht der arme Schuster für unsere Rechnung dem armen Schneider ein Paar Schuhe, dieser dagegen hat jenem seinen Rock zu wenden.“ Aber weiter: sie ermöglichte es ihren Schützlingen und spornte sie dazu an, sich vorher nicht besessene Geschicklichkeiten zu erwerben. Teils wurden sie darin von Vereinsmitgliedern geschult, teils von Sachverständigen auf Kosten des Vereins. So lernte eine Witwe auf Kosten des Vereins das Frisieren, einer anderen wurde eine Nähsschule eingerichtet. Ja, Amalie kann voll Stolz berichten, daß es ihr gelungen ist, bis dahin in Hamburg noch ganz unbekannte Arbeiten einzuführen: das Flechten von Binsenstühlen, Strohphantoffeln, Fußdecken und Tuchdecken. Was nicht andern wieder ausgeteilt wurde, verkaufte der Verein zu Gunsten der Vereinskasse. Dabei übte sie den Grundsatz, nie die Produkte der Armen unter dem üblichen Marktpreis zu verkaufen. Sie wollte nicht diejenige Klasse der Armen schädigen, die sich bisher ohne fremde

Hilfe erhalten konnten. Auch wußte sie, wie kärgliche Löhne die Arbeitslust und den Fleiß herunterdrücken. Wurde die einfachste Arbeit, das Seidezupfen, nicht besonders gut bezahlt, dann hatte das wiederum den Sinn, die Armen anzureizen, sich lohnendere Arbeit zu suchen oder sich um größere Fertigkeiten zu bemühen.

Leicht waren die Frauen durch den Verein und für den Verein in Arbeit zu nehmen, als Wäscherinnen, Putzfrauen und zur Pflege von Wöchnerinnen und Kranken. Oder, wenn ein heruntergekommener Haushalt gründlich wieder aufgearbeitet werden sollte, dann schickte der Verein aus dem Kreise seiner Armen und auf seine Kosten eine Näherin hin, die sämtliche Wäsche und alle Kleidungsstücke instand setzen mußte. Schwieriger war es manchmal mit den Männern und jungen Burschen. Waren sie nicht vom Verein selbst in Arbeit zu nehmen, dann trat — auch eine Gründung Amaliens — die Arbeitsvermittlungsstelle ein. Sie war im Hause eines ihr befreundeten Armenpflegers. Dort gab es über jeden eine Karte mit genauen Angaben über Wohnung, Alter, Gesundheitszustand, sittlichen Charakter, Leistungsfähigkeit. Aber diese Angaben waren doch wenigstens „aus christlicher Liebe“ schön gefärbt und günstig, um nur ja die Leute an die Arbeit zu bringen? Keineswegs. Amalie hielt bei diesen Zeugnissen auf strenge Wahrhaftigkeit. Sie sagte: wer brillante Zeugnisse ohne Umgehung der Wahrheit hat oder bekommen kann, bedarf schwerlich einer solchen Vermittlungsstelle. Sie vertraute aber darauf, daß es Leute gäbe, die gern einem rechtlichen Armen Arbeit und Brot verschaffen würden in dem Bewußtsein, damit ein Werk der Liebe zu tun, „etwa einen redlichen Hausvater vor der Verzweiflung zu schützen“, einen

heranwachsenden Sohn in den Stand zu setzen, seine kranke, alte Mutter zu unterstützen.

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, mit welcher einsichtigen Klugheit Amalie ihren Kampf gegen die Armut führte. Nie ein totes, unfruchtbares Almosen! Immer Selbsttätigkeit der Armen und wirtschaftlich fruchtbare Arbeit. Das sicherte ihrem Zweck innerhalb des Kreises, den sie in weiser Selbstbeschränkung sich vorher abgesteckt hatte, den durchschlagenden Erfolg.

3. *Erziehung zu wirtschaftlichem Denken.* Sucht man nach der eigentlichen Gabe Amalie Sievekings, dann war es unstreitig die der Erziehung. Im Grunde war auch ihr Vereinswerk nichts anderes als eine große „Kinderschule“. Der Wille zur Erziehung der Armen ist eigentlich der Lebensnerv ihres Kampfes gegen die Armut. Sie bekämpft die Armut nicht mit dem an sich toten, unfruchtbaren Gelde, sondern indem sie die armen Leute erzieht. Und da kam es ihr vor allem auf zweierlei an. Einmal auf die Überwindung jener Gesinnung, die sich so leicht bei der Armut einstellt: „Ich bin ein armer Schlucker, ich brauche Geld, um leben zu können.“ Die unwürdige Grundhaltung so vieler Armen, die sich selbst zum Schauspiel des Mitleids machen und bei denen aller Wille und alle Kraft erschlaft, — das war Amalie ein Greuel. Ihr großes Erziehungsmittel dagegen hieß: Selbsttätigkeit! Dadurch gab sie der Armut und den Armen die Würde wieder. Zweitens aber sah sie klar, daß man die Armut nur wirksam bekämpfen kann, wenn man die Armen wieder zum wirtschaftlichen Denken erzieht. Das haben sie entweder überhaupt nicht und sind eben darum verarmt, oder sie haben es in der Armut bei dem Leben von der Hand in den Mund verloren. Wie Amalie nun hier —

wiederum mit erstaunlichem Geschick — zu Werke ging, dafür noch einige Beispiele. Ein erstes und sehr wichtiges Erziehungsmittel war natürlich schon, daß ihre Armen kein Geld in die Hand bekamen, es sei denn den richtigen, verdienten Lohn.

Neue Kleidungsstücke, besonders Schuhe, wurden nur ausgegeben, wenn der Arme selbst etwas dazu beisteuerte. Und zwar mußte dieser Betrag *vorher* entrichtet werden, nicht etwa nachher. Der Verein sollte nicht in die Rolle eines Gläubigers vor einem bedrängten Schuldner kommen. Das hätte das Verhältnis zu sehr belastet.

Seit 1839 führte sie *Sparprämien* ein. Wer im Sommer, bei der dann billigeren Lebenshaltung, freiwillig sparte, bekam für den Winter sein Geld von dem Vereinsmitgliede zurück, und zwar mit 25 Prozent Verzinsung. Er bekam außerdem Kartoffeln und Feuerung für den Winter zu verbilligtem Preise. Einzige Bedingung: Die Martinimiete mußte nachweislich bezahlt sein. Man zahlte damals in Hamburg nur zweimal im Jahre Miete, an Himmelfahrt und an Martini (11. November). Grundsätzlich zahlte der Verein keine Beihilfen zur Miete. Die Leute sollten sich nicht etwa in diesem Punkte darauf verlassen und dann das Geld vorher leichtsinnig vertun. Wer jedoch in ärmlichen Verhältnissen lebte und trotzdem seine pünktliche Mietszahlung nachweisen konnte, bekam eine Hauszinsprämie als Belohnung und Aufmunterung. Eine weitere Hilfe — ohne Geld! — suchte Amalie in der schwierigen Mietsfrage dadurch zu verschaffen, daß sie auf die Hausbesitzer einwirkte, die Mietszahlung monatlich oder gar wöchentlich anzunehmen. Sie achtete auch sehr auf das damals sehr beliebte Umziehen. Ihr Verein war angewiesen, vor zu teuren Wohnungen

dringend abzuraten, bei unnötigem Wohnungswechsel die Unterstützung ganz zu versagen. Sonst stellte der Verein zum Umzug einen Mann. Die übrigen Kosten hatte der Umziehende allein zu tragen. Ein Krebschaden der Armut ist das Borgen und Versetzen. Hier scheute sich Amalie nicht, in ihrem Erziehungskampf zu den härtesten Mitteln zu greifen. Leichtsinniges Versetzen reichte hin, um sich von jeder weiteren Unterstützung des Vereins endgültig auszuschließen. In Fällen dringender Notwendigkeit, im Augenblick zu Geld zu kommen, wurde der Rat gegeben, lieber Sachen zu verkaufen, als Geld zu borgen. Unter Umständen kaufte der Verein selbst das vorher amtlich taxierte Stück. Der Verein nahm wohl auch einen Gegenstand als Pfand, behielt es aber wirklich so lange, bis die geliehene Summe pünktlich zurückgezahlt war. Hart, aber um der Erziehung zu wirtschaftlichem Denken willen notwendig! Ebenso streng verlangte Amalie die pünktliche Rückzahlung von Darlehen, die in seltenen Fällen und immer nur in kleinen Summen, bewilligt wurden. Es sollte sich bei den Armen ein festes Bewußtsein bilden, daß ein Darlehen eben ein Darlehen und kein Geschenk sei. Das unbedachte Ausleihen durch vermögende Personen fand sie nicht recht. Es wirkte nach ihrer sehr richtigen Meinung entsittlichend auf die Armen und befestigte die Kluft zwischen ihnen, statt sie zu überbrücken. Wie weit Amalie trotzdem in ihrer Hilfeleistung ging, erhellt daraus, daß ihr Verein sogar größere Darlehen bei der Hamburger Vor-schußbank vermittelte. Da der Verein hier rechtlich selbst nicht als Bürge auftreten konnte, stellte er einen anderen Bürgen, dem der Verein seinerseits Rückbürgschaft leistete.

Das Amalienstift und das Kinderhospital

Wie sollte Amalie bei ihrem Kampf gegen die Armut nicht auch die große Not erkannt und ins Auge gefaßt haben, die das eine Wort umschließt: *Wohnungsfrage!* Auf ihren Gängen sah sie ja das ganze Elend täglich vor Augen. So faßte sie schon früh den Plan, sobald sie durch besondere Mittel in der Lage wäre, etwas Durchgreifendes zu tun. Und als sie 1837 von einem ungenannten Gönner aus Quedlinburg eine namhafte Summe erhielt, stand das nächste Ziel fest: der *Bau eines Armenstiftes*. Es ist auch entstanden und am 15. November 1840 eingeweiht worden. Der Rat hatte das Grundstück geschenkt. Es enthielt neun in sich abgeschlossene Wohnungen zu je drei Zimmern, zwei zu je vier Zimmern. Wir können uns leicht vorstellen, daß Amaliens praktische und erzieherische Veranlagung für eine sinnvolle und zweckmäßige Einrichtung sorgte. Auch etwas Gartenfläche für jede Familie, eine Rasenbleiche und ein Spielplatz für Kinder fehlten nicht. Natürlich auch nicht ein Arbeitsraum für Erwachsene. Die Kinder sollten sich nur tummeln und fleißig zur Schule gehen, aber nicht arbeiten müssen ums tägliche Brot.

Freiwohnungen waren das aber nicht, sondern eine Miete wurde bezahlt, jedoch nur soviel von allen zusammen, daß der Unterhalt des Hauses gesichert war. Wer kam hinein? Wiederum nur ordentliche, rechtliche arme Familien, mit größerer Kinderzahl. Es war eine Auszeichnung für Fleiß, Ordnungsliebe, Arbeitssamkeit und vorbildlich gutes Verhalten, wenn man einziehen durfte. Und an die Bewahrung dieser Tugenden war das Wohnrecht geknüpft. Amalie, Meisterin im Verfassen von vorausdenkenden, zweckdienlichen

Statuten, entwarf eine Hausordnung, die alles und jedes bedachte. Unter den Wohnbedingungen war auch die, daß die Eltern für den Schulbesuch der kleinen und für die gute Führung der großen Kinder hafteten. Jedes unsittliche Betragen war ein Kündigungsgrund. Selbstverständlich, daß Amalie für regelmäßige Morgen- und Abendandachten sorgte. Doch stand ihr Besuch frei. Die Brüder des Rauhen Hauses hielten sie. Eine Zeitlang auch *Elise Averdieck*, die Begründerin des Bethesda-Krankenhauses. Die Hausbibliothek umfaßte natürlich nicht nur Erbauungsbücher, sondern auch Reisebeschreibungen und gute Volksbücher.

Nach dem *Brande Hamburgs im Jahre 1842* wurde das Stift noch durch zwei neue Häuser in unmittelbarer Nachbarschaft erweitert. Jedes umfaßte 24 Wohnungen. Die Stadt, die ja nun auch die Verpflichtung hatte, zum Ersatz der vielen verlorengegangenen Wohnungen beizutragen, lieferte kostenlos die Bausteine, trug ein Drittel der Baukosten und drei Jahre lang die Zinsen des aufgenommenen Geldes. Dafür standen ihr drei Jahre lang die Wohnungen für ihre Obdachlosen zur Verfügung. Von 1845 an aber hatte Amaliens Verein das alleinige Eigentums- und Verfügungsrecht.

Im zweiten Stockwerk des ersten, von Amalie selbst erbauten Hauses, war nun auch das *Kinderhospital*, das zuerst im Herbst 1841 körperlich verwaarloste Kinder, die dauernder ärztlicher Pflege bedurften, aufnahm. Vorhanden waren zwei große Krankenzimmer für 14—16 Betten. Ein mit Amalie befreundeter Arzt, Dr. Morath, übernahm die Betreuung. Er hatte auch einen Zuschuß zu den Baukosten geleistet. Der Verein übernahm in diesem Kinderhospital die Pflege und den Wirtschaftsbetrieb. *Goßner* schickte von Berlin zwei

Schwestern, nachdem die Verhandlungen mit *Fliedner* sich zerschlagen hatten. Bereits nach sechs Jahren wurde dieses Kinderhospital gewaltig vergrößert. Ein selbständiger Neubau mit 30 Betten wurde errichtet. Das war in der Hauptsache das Werk ihres *Neffen* Dr. Sieveking, des ältesten Sohnes ihres Hamburger Bruders, der vier Jahre lang in Hamburg tätig gewesen war. Gleich nach der Vollendung des Neubaus aber mußte er Hamburg verlassen. Er ging nach London zurück. Amalie machte nun das Unternehmen doch manche Sorge. Es war zu sehr angewachsen und durfte doch nur ein Teil ihrer Hauptarbeit, nämlich des Vereins, sein. Zu diesen Geldsorgen, die sie manchmal sehr drückten, kamen auch die Sorgen um den rechten Geist des Hospitals. Sie wollte den christlichen Geist auch in diesem Hause unter allen Umständen aufrechterhalten und hielt ihn auch aufrecht. Aber das führte zu einem Bruch mit Dr. Morath.

Indem wir damit dieses Kapitel abschließen, besinnen wir uns darauf, daß mit solchen wenigen Strichen die Arbeit Amaliens nur umrissen, nicht aber beschrieben werden kann. Die eigentliche *Bedeutung* Amaliens und ihres Kampfes gegen Armut und Krankheit beruht nicht etwa darauf — das haben wir schon erwähnt —, daß sie als erste diesen Kampf aufnahm. Auch nicht darauf, daß sie die Armenpflege der Stadt umwandelte. Auch nicht darauf, daß sie etwa ganz Hamburg erfaßte. Dazu war ihr Verein viel zu klein. Sie beruht auf anderen Dingen. Sie hat erstens als *Frau*, unter Beweis gestellt, daß *lebendiges Christentum* die Kraft hat, ein solches *Werk kluger sozialer Nothilfe* aus sich herauszusetzen und zu tragen. Sie hat ferner ihr Werk mit den besten *wirtschaftlichen, sozialen und seelischen Erkenntnissen ihrer Zeit* betrieben. Sie hat es weiter

ganz zielbewußt und planvoll getan. Sie hat endlich — das dünkt uns die Hauptsache — ihren ganzen klug durchdachten Kampfplan auch wirklich *durchgeführt!* Jahrelang, jahrzehntelang, über ein Vierteljahrhundert lang! Was nützen die klügsten Pläne, die weisesten Regeln, wenn man sie nicht verwirklicht? Und das war nun jahraus, jahrein Kleinarbeit. Und immer ging sie selbst persönlich mit der Tat voran. Sie hat regiert, klug, energisch, willensstark, wie nur eine dazu befähigte und veranlagte Frau regieren kann. Männerhilfe hat sie dabei nie haben wollen. Nicht einmal die von Geistlichen. Bei ihrem Verein nicht. Wenn's sein mußte, wußte sie schon die Hilfe von Rechtsanwälten, Ärzten und Senatoren sich vorübergehend zu verschaffen. Die schwierigsten Seelsorgerfälle wollte sie freilich Geistlichen überwiesen wissen. Aber was sie zeitlebens bewußt *ablehnte*, war das Darüberhinregieren und Dareinreden von Persönlichkeiten, die die Arbeit nicht im kleinsten kannten und selbst ausübten. Ehrenvorsitzende, Kuratoriumsvorstände, Vereinsleiter in diesem Sinne, das alles kannte sie nicht und wollte sie nicht. Sie war alles selbst in eigener Person. Und zugleich war sie das *treueste, rührigste, gewissenhafteste, fleißigste Mitglied ihres eigenen Vereins!* Welche Arbeit sie hier bis zu ihrem Tode mit bis zuletzt kaum erlahmender Kraft geleistet hat, geht am deutlichsten daraus hervor, daß nach ihrer letzten Bestimmung ihr Vorsteherinnenamt auf fünf Personen verteilt werden mußte.

Und ihre allerletzte Tat war wiederum eine vorbildliche soziale Tat, die ihren eigenen Vereinsvorschriften entsprach. Der Verein zahlte grundsätzlich keine Begräbniskosten. Sie wollte dadurch das allgemeine Vorurteil gegen das Armenbegräbnis bekämp-

fen. Nach ihrem letzten Willen wurde ihr selbst das Armenbegräbnis zuteil. So sehr war sie Erzieherin, die stets mit der eigenen Tat voranging.

Hamburgs große Tochter

Heimatliebe und Christenglaube

Amalie schreibt einmal an ihren Bruder in England (im Jahre 1846):

„Was mich betrifft, so fühle ich mich, ich möchte sagen, mit allen Fasern meines Wesens so fest in der Vaterstadt eingewurzelt, daß ich an ein Verlassen derselben nicht denken mag. Es hält mich hier mit tausend Banden fest.“

Dabei dürfen wir nun nicht nur an ihre reichverzweigte Arbeit denken, die sie sich in ihrer Vaterstadt selbst geschaffen hatte. Sie fühlte auch eine ganz tiefe Liebe zu ihrer schönen großen Stadt und ihren Mitbürgern. Was sie zu tadeln hatte, verbarg sie nicht. Wir haben gesehen, welchen heißen Kampf sie führte gegen die mannigfachen Mißstände, namentlich auch die alten, festeingewurzelten Vorurteile der sog. gebildeten Gesellschaftsschicht: daß eine Tochter aus gutem Hause keinen Beruf ergreifen dürfe, daß sie nicht öffentlich hervortreten, nichts schreiben dürfe! Vor allem, daß sie nicht sozial wirken dürfe. Gegen Ende ihres Lebens spricht sie einmal recht bitter von den Enttäuschungen, die sie hier trotz aller Anerkennung und aller Erfolge erfahren. Eine Dame z. B. lobt ihr Buch in hohen Tönen (es handelt sich um die „Unterhaltungen über Abschnitte der Heiligen Schrift“), verbietet aber ihrer Tochter, einem armen, blinden

Manne vorzulesen. Oder, hören wir sie selbst einen anderen Fall schildern:

„Eine meiner Schülerinnen trägt ernstliches Verlangen nach anderer Beschäftigung als Handarbeit, welche jetzt den größten Teil ihrer Zeit ausfüllen. Es bietet sich ihr eine günstige Gelegenheit dar. Sie kann im elterlichen Hause bleiben und mir nur viermal wöchentlich beim Unterricht helfen. Sie ist beglückt über diese Aussicht. Ihre eigene Mutter erklärt, nichts Besseres für sie wünschen zu können, da sie selber drei erwachsene Töchter kaum zu beschäftigen weiß. Und dennoch ist der ganze Plan gescheitert an dem hartnäckigen Widerstande des Vaters, der den Gedanken, daß seine Tochter sich an eine geregelte Wirksamkeit außer dem Hause binden soll, nicht zu ertragen vermag.“

Noch ein Fall, der ein grelles Licht auf die Verhältnisse wirft:

„Ein Bekannter von mir will seiner Frau nicht erlauben, morgens Arme zu besuchen, aus Furcht, es möchte dem Dienstmädchen an der nötigen Aufsicht fehlen; nicht bei ihrer Arbeit (darin ist sie tüchtig genug), sondern rücksichtlich der Moralität. Wenn er aber mit seiner Frau Gesellschaften besucht und das Haus auf mehrere Stunden verläßt, so weiß er sich seiner zärtlichen Sorge um die Moralität der Mädchen zu entschlagen! Ich lasse dennoch die Hoffnung nicht fahren, die Gewalt solcher Vorurteile schwinden zu sehen.“

Aber Amaliens klares, wahres Auge sah auch das Gute, und sie lobte es gern und freudig. Wirklicher Stolz auf ihr liebes Hamburg spricht aus Briefen an ihren Bruder, wo sie von schönen Erfolgen ihrer Wirksamkeit berichtet. Wie hilfsbereit die Hamburger sein konnten, das hat Amalie auch bei dem großen Brand der Stadt im Jahre 1842 erlebt, und sie hebt es auch da rühmend hervor.

Vaterländisch dachte und empfand Amalie bis in ihr innerstes Wesen hinein. Eine *politische* Natur aber war sie *nicht*. Und sie sprach es klar aus, daß sie hierin überhaupt *nicht die Aufgabe der Frau* sah. Wir wissen,

sie hat zeitlebens über die Frage nach der Bestimmung des weiblichen Geschlechtes ernst nachgedacht. Drei große Gefahren kannte sie, durch welche die Kraft der Frau irregeleitet und sie selbst ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen würde. Oberflächlichkeit und Eitelkeit, Grübelei und Schwärmerei, endlich: die Politik! Und vor diesen drei Abwegen warnte sie unermüdet, besonders in den letzten Jahren vor der letzteren, als die Revolution bedenkliche Anfänge einer falschen Frauenemanzipation gebracht hatte.

„Das Feld der Politik ist mir selbst ziemlich fremd. Und den bürgerlichen Frauen und vollends den jungen Mädchen kann ich die Berechtigung, mit politischen Fragen sich zu beschäftigen, nur in sehr beschränktem Maße zugestehen. Zu einer tätigen Einwirkung auf diesem Gebiet sind sie ja jedenfalls nicht berufen!“

In einem Briefe an die Königin Karoline Amalie sagt sie sehr schön, worin sie — im Unterschied zur Politik — das Wesen der Vaterlandsliebe sehe:

„Ich würde dem *Patriotismus* die Erklärung geben, daß er die *Liebe ist zu dem Lande*, worin wir nach Gottes Rathschluß geboren wurden, vor allen anderen Ländern; die *Liebe zu dem Volke*, mit welchem Gott uns in Verbindung gesetzt hat, vor allen anderen Völkern. Der unserer Natur so tief eingepflanzte Trieb ist gewiß eine deutliche Anzeige von dem Willen unseres Schöpfers in dieser Beziehung. Und geheiligt durch das Christentum muß die Vaterlandsliebe sicherlich auch zu den christlichen Tugenden gerechnet werden.“ „Sind wir nun wahre Jüngerinnen des Herrn, so werden wir auch dem Vaterlande sein, was wir in unserer Sphäre — Wirkungsart — ihm sein können und sollen.“

Glaube und Arbeit · Zeit und Ewigkeit

Wenn man von der Bedeutung Amalie Sieveking's für die Geschichte der *Kirche* spricht, pflegt man folgende Punkte hervorzuheben: In ihr steht das sog.

Laiantum auf und bewährt die Kraft des christlichen Glaubens im Werk der Liebe. Zweitens und im besonderen: es ist die *christliche Frau*, die hier ganz frei von sich aus zum Träger des Werkes der Liebe wird. Drittens: sie hat damals vielen Frauen und Mädchen den *Weg gewiesen*, ihre *Bestimmung zu ergreifen* und ihrem Leben vom christlichen Glauben her einen Inhalt und wahren Wert zu geben. Endlich viertens: sie hat diese Arbeit zum ersten Male *planvoll organisiert*, und so konnte sie vorbildlich für die ganze christliche Frauenwelt Deutschlands werden. Wenn man will, noch fünftens: sie hat allen denen, die aus irgendeinem Grunde nicht Diakonissen werden wollten oder konnten, einen Weg gewiesen, in ihrem Stande als Frauen und Töchter zu bleiben und doch in christlicher Liebe den Nächsten zu dienen. Das alles ist richtig, und es war davon auch auf diesen Blättern reichlich die Rede.

Trotzdem übersehen diese alle an sich richtigen Gesichtspunkte, unter denen man Amaliens Bedeutung würdigen mag, das Erste, Wichtigste, Nächstliegende. Ich könnte mir denken, daß dies alles in den Augen des Meisters der Liebe gering ist und daß er nach diesen Gesichtspunkten gar nicht mißt. *Für uns* ist die geschichtliche Wirkung und Bedeutung etwas überaus Wichtiges. Denn wir denken geschichtlich und meinen, wenn wir Ursache und Wirkung und damit eine Entwicklung aufzeigen können, dann hätten wir etwas Großes, das Herzstück der Dinge, erkannt. Was bedeutet aber wohl unsere Geschichte und ihre Entwicklung für den, vor dem tausend Jahre sind wie *ein Tag*?

Fragen wir also *als Christen* nach der Bedeutung Amaliens, und suchen wir dabei mit den Augen Jesu selbst zu sehen, dann fällt wohl die Antwort wesentlich anders aus. Ihre Bedeutung für das ewige Reich

Gottes — um diese geht es uns — besteht in dem, was sie selbst unmittelbar aus Glauben und Liebe getan hat. Jedes einzelne Kind, das sie unterrichtet hat, und dem sie den Heiland groß und lieb machte, indem sie an diese Aufgabe ihre Zeit und alle ihre Fähigkeiten hingab, alle diese Kinder vom ersten, das sie als junges Mädchen in ihre Schule aufnahm, bis zu den letzten, die sie kurz vor ihrem Tode entließ — das ist ihre Bedeutung! Jede arme, geplagte Frau, die sie besuchte, und der sie Freude brachte in ihr trostloses Leben, jeder blinde Mann, dem sie vorlas, jede Sterbende, der sie den Tod durch die Gewißheit, in die Arme des Erlösers zu sinken, leicht machte — sie alle, zu denen sie zahllose Treppen hinauf und hinab stieg, nachdem sie stundenlange Wege zu ihnen zurückgelegt hatte, die sind ihre Bedeutung. „Was ihr getan habt diesem einen von meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan!“ Sie hat den Ruf vernommen und hat gehorcht. Das ist ihre Bedeutung. Eine andere Größe gibt es im Himmelreich nicht. „So unter euch jemand will groß sein, der sei euer aller Diener.“

So wollen wir von ihr noch einmal ganz klar hören, was sie unter *christlicher Armen- und Krankenpflege* verstand:

„Wer im Reich Gottes mit Erfolg und Segen arbeiten will, der muß sich besonders daran gewöhnen, alles Äußere als Mittel zur Erreichung himmlischer Zwecke zu gebrauchen. Wer der Mittel nicht achtet, dem ist es wohl mit der Sache nicht ernst, oder es muß in ihm eine besondere Verblendung und Verkehrung der Begriffe sein. Wenn ich von dem christlichen Geiste spreche, der die Schwestern beseelen soll, so ist meine Meinung nicht, daß derselbe sich nur in erbauenden Reden, Ermahnungen und Gebeten darlegen soll, sondern im gleichen Maße muß er sich auch offenbaren in der liebevollen Achtsamkeit auf die äußeren Bedürfnisse der Leidenden, in der unermüdlichen Treue bei ihrer Pflege, in

der Willigkeit, ihrethalben die größten Entbehrungen zu tragen, die beschwerlichsten Opfer zu bringen. Und wenn eine Schwester diese beiden Stücke voneinander trennen wollte, da würde ich zu ihr sprechen: Liebe Schwester, weißt du nicht, daß das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft? Gehe hin und lerne erst, was es heißt, sich treiben lassen von dem Geist Christi! Lerne, wie auch die niedrigste Verrichtung im Dienst der armen Kranken eine heilige, gottesdienstliche Handlung sein könne und wie, solange du dieser Verrichtungen dich schämst, dich dafür zu hoch hältst, sie mit verdrossenem, liebeleerem Herzen übst, alle deine schönen Reden, und wenn du mit Menschen- und mit Engelszungen redetest, doch nichts als leerer Wortkram sind, du selber nichts bist als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“

Ich habe eine Frage an jeden, der nun weiß, wer Amalie Sieveking war und ihr Leben kennt, eine kleine ernste Frage: „Entfremdet der christliche Glaube dem Leben und seinen Aufgaben, dem Nächsten zu dienen?“ In der Antwort bitte kein Wenn und Aber, sondern nur ein einfaches, ehrliches Ja oder Nein!

Aber Amalie Sieveking hatte nicht nur den festen Glauben an ihren Erlöser Jesus Christus, sie glaubte ebenso fest und unbeirrt an das Leben in der Ewigkeit, im Himmel. Zu oft hatte von früher Kindheit an die Ewigkeit in dem Tode ihrer liebsten Menschen an ihr Herz gepocht, und Amalie hatte auch diesen Ruf verstanden. Hat ihr Glaube an Gottes Ziel in der Ewigkeit sie nun weltfremd gemacht? Wir wissen es anders! Eben dieser Glaube war die Kraft ihres ganzen Wirkens. *In der Zeit* Großes leisten kann nur, wer *über* der Zeit steht. Wahrhaft über der Zeit steht nur, wer die Wurzeln seines Lebens in der Ewigkeit hat. So wirkt der am sichersten und nachhaltigsten in die Zeit hinein, wer in der Ewigkeit zu Hause ist.

Fest steht sie mit beiden Füßen auf der Erde:

„Das Leben ist mir lieb, Ihr wißt's. Und wie sollte es nicht? Ist es doch für mich mit so viel tausend Gütern geschmückt! Der kopfhängerischen Frömmigkeit, die da meint, um die Glorie des Himmels hervorzuheben, das Pilgerleben hienieden recht verleumden zu müssen, bin ich immer feind gewesen. Nein, ich möchte nie Himmel und Erde in solchen Gegensatz stellen. Aber, wenn's schon auf der Reise so schön ist, sollte denn darum die Heimat keine Reize für uns haben? Ist denn dort nicht alles noch viel besser und schöner?“

Welche Vorstellungen aber verband denn Amalie mit dem *Himmel*? In ihrer ersten Zeit war er ihr nur der Ort der Vollendung, wo alles sittliche Streben gereift und gereinigt zum Ziel kommt. So dachte sie schon vor ihrer eigentlichen Bekehrung. Dann spricht sie wohl auch ihrer königlichen Freundin, als diese von einem Todesfall betrübt war, den Gedanken aus, daß uns der Himmel ja das Wiedersehen mit all unseren Lieben bringe und damit eine ewige Gemeinschaft, die von allen irdischen Trübungen und Mißverständnissen frei sei. Einen ganz besonders schönen Gedanken aber spricht sie aus, als ein Jahr vor ihrem eigenen Tode der sieche Sohn ihres Bruders in London gestorben war:

„Wenn Menschen in der Blüte ihrer Kraft aus einem gesegneten Wirkungskreise scheiden, kommt mir das viel weniger rätselhaft vor. Gewiß werden sie im Reich Gottes zu einer höheren Tätigkeit berufen, während der Herr schon dafür sorgt, daß ihre Stelle auf Erden wieder ausgefüllt wird.“

Sie schreibt dann weiter von dem dunklen Rätsel des Todes dieses armen Menschen, fährt aber fort:

„Ach, wer doch jetzt einen Blick in das Jenseits tun könnte und sehen, wie die Knospe seines geistigen Lebens sich in der reinen Himmelsluft entfaltet!“

Also der Himmel, das ist der Ort nicht der Ruhe, sondern neuen Wachsens und neuer, höherer Tätigkeit

im Reich Gottes! Ganz zuletzt aber fielen alle diese Vorstellungen von ihr ab, wurden ihr bedeutungslos, und der Tod war ihr ganz einfach, was er allen Christen ist: das Kommen zum Herrn! „Mein Herr, mein Herr“ — das waren ihre letzten Worte.

Als sie zum letzten Male, am 5. März 1859, ihre Kinder um sich versammelt hatte und zu ihnen über die Verklärungsgeschichte sprach, da kämpfte sie alle Rührung tapfer herunter. Warum? Sie wollte den Kindern ein möglichst freundliches Bild des Todes, des Abscheidens von dieser Erde geben. So war auch diese letzte Stunde ein Bekenntnis der Tat zu ihrem Glauben an die selige Ewigkeit. Drei Wochen später war Hamburgs große Tochter tot. Die Jüngerin Jesu Christi ging ein zur ewigen Freude nach seiner Verheißung.

In unserer Taschenbuchreihe

BRUNNEN-TASCHENBUCH

erschienen bisher:

- Band 1/2 *Rudolf Irmeler*
Zwischen Moskau, Rom und Jerusalem
Erlebnisse auf vielen Reisen
- Band 3/4 *Ada von Krusenstjerna*
Im Kreuz hoffe und siege ich
Lebenserinnerungen
- Band 5 *Suzy Dind*
Selbst wenn man alles verlieren müßte
Tagebuchaufzeichnungen eines jungen Mädchens
- Band 6/7 *Willi Hennes*
Aus einem Leben voll Freude
Lebenserinnerungen
- Band 8 *Eva von Tiele-Winckler*
Denksteine des lebendigen Gottes
Aufzeichnungen selbsterlebter Führungen
- Band 9 *Klaas Sluys*
Das Wunder von Boechout
Durchbruch des Evangeliums in Flandern
- Band 10 *Arno Pagel*
Kurs Australien — Südsee — Indien
Bilder und Begegnungen auf einer großen Reise
- Band 11/12 *Horst Fladismeier*
Pioniere der Mission
Franz Xavier, David Livingstone,
Hudson Taylor
- Band 13 *Ella Schubert*
Rauhe Wege — nöt'ge Pflege
Gottes Führung durch eine siebenjährige
Gefangenschaft
- Band 14 *Rudolf Irmeler*
Hinter der Maske
Erlebnisse mit vielen Menschen

Einzelband DM 2,50; Doppelband DM 3,80

BRUNNEN-VERLAG GMBH GIESSEN UND BASEL

„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alphabetisches Verzeichnis

der bisher erschienenen Bände

(In Klammern die Nummer des Bandes)

- Arndt, E. M. (134/135)
Arndt, J. (89/90)
Arnold, G. (115/116)
Averdieck, E. (126)
Bach, J. S. (14)
Barnardo, Th. J. (70)
Bengel, J. A. (45)
Bezzel, H. (153/154)
Binde, F. (92/93)
Blumhardt, J. Ch. (3)
Bodelschwingh, F. v. (1)
Bonhoeffer, D. (119/120)
Braun, F. (46/47)
Büchsel, K. (51/52)
Bunyan, J. (110/111)
Busch, J. (149)
Busch, W. (2)
Calvin, J. (139/140)
Christlieb, A. (59/60)
Claudius, M. (7/8)
Durand, M. (162)
Engels, J. G. (22/23)
Fischbach, Mutter (31/32)
Fliedner, Th. (163/164)
Francke, A. H. (144/145)
Funcke, O. (16/17)
Gerhardt, P. (12/13)
Gobat, S. (129/130)
Goßner, J. (101/102)
Gurland, R. (156)
Hahn, T. (64/65)
Hamann, J. G. (71)
Hanna, Tante (31/32)
Harms, L. (131/132)
Hauge, H. N. (43/44)
Hauser, M. (25/26)
Heermann, J. (136)
Heim, K. (148)
Hilty, C. (4)
Hofacker, L. (29/30)
Hus, J. (107)
Jung-Stilling, H. (11)
Kagawa, T. (18/19)
Keller, S. (5)
Klepper, J. (165/166)
Knapp, A. (152)
Knobelsdorff, C. v. (20)
Korff, M. M. (108/109)
Livingstone, D. (146/147)
Löhe, W. (141/142)
Lohmann, E. (157)
Luther, K. (125)
Luther, M. (105/106)
Menge, H. (112)
Michaelis, W. (38)
Modersohn, E. (57/58)
Mott, J. R. (159/160)
Müller, G. (68)
Nommensen, L. (77/78)
Oertzen, D. v. (150/151)
Oetinger, F. Ch. (49/50)
Oetzbach, Fritz (98/99)
Ohm Michel (62/63)
Pestalozzi, J. H. (39)
Popken, M. (55/56)
Pückler, E. v. (91)
Rahlenbeck, H. (62/63)
Ramabai, P. (83)
Rappard, C. H. (41/42)
Rappard, D. (103/104)
Redern, H. v. (127/128)
Richter, L. (27/28)
Rothkirch, E. v. (133)
Savonarola, G. (123/124)
Schmidt, W. (100)
(Heißdampf-Schmidt)
Schrenk, E. (24)
Seckendorff, H. v. (21)
Seitz, J. (86)
Sieveking, A. (87/88).
Simsa, J. (72/73)
Spencer, Ph. J. (81/82)
Spitta, Ph. (121/122)
Spittler, Chr. F. (113/114)
Spurgeon, Ch. H. (37)
Stein, K. Frh. v. (117/118) -
Stoecker, A. (137/138)
Taylor, J. H. (40)
Tersteegen, G. (94/95)
Thadden-Trieglaff,
R. v. (155)
Tholuck, A. (158)
Tiele-Winckler, E. v. (15)
Traub, F. (79/80)
Vetter, J. (74/75)
Volkening, J. H. (76)
Vömel, A. (69)
Waldersee, Gräfin (31/32)
Weber, P. (53/54)
Wesley, J. (66/67)
Wichern, J. H. (96/97)
Wirths, Vater (62/63)
Woltersdorf, E. G. (79/80)
Wrede, M. (9/10)
Wurmb v. Zink, M. (6)
Zink, E. (161)
Zinzendorf, N. L. (84/85)
Zwingli, U. (143)

Einzelnummer DM 2,00; Doppelnummer DM 2,50

Die Reihe wird fortgesetzt.

AMALIE SIEVEKING (1794–1859) erscheint in dieser auf sorgfältigem Quellenstudium beruhenden Darstellung nicht nur als die Vorkämpferin christlicher Frauenarbeit, sondern vor allem als eine „suchende Seele“. Ein Mensch ringt sich durch: aus Vorurteilen seiner Zeit zu selbständiger beruflicher Tätigkeit, aus den Vernebelungen einer vernunftgläubigen Zeit zu einem bewußten, persönlichen Christusglauben. In dem Jahrhundert, das seit dem Tode Amalie Sievekings dahingegangen ist, hat sich unser Leben auf allen Gebieten von Grund auf geändert, und doch will uns scheinen, als ob ihr Lebensweg für uns heute eine besondere Bedeutung hat. Wir denken dabei vor allem an unsere junge Generation.

Amalie Sievekings Leben ist ein leuchtendes und wahrhaft mutmachendes Beispiel für die Herrschaft, die ein fester Wille über einen schwachen, von Natur aus kränklichen Körper gewinnen kann. Es ist erstaunlich, welche Leistungen diese eigentlich zeit- lebens nie ganz gesunde Frau sich abgerungen hat. Dabei beruhte ihr reiches, gesegnetes Lebenswerk letztlich auf ihrer stets geübten Selbstverleugnung. Der Leser dieses Lebensbildes wird auch die heute wieder sehr notwendige Erkenntnis gewinnen, daß christliche Liebestätigkeit dadurch allein erfolgreich und dauerhaft wird, daß sie sich mit Umsicht und Weitblick, mit wirklichkeitsnahem Realismus, mit unbeirrbarer Konsequenz und weiser Selbstbeschränkung verbindet.